VIII.

Staufische Studien.

Mit einem Nachwort gegen Hegel „Zur deutschen Städtegeschichte“

Von

K. W. Nitzsch.

S. L. A. Huillard-Bréholles Historia diplomatica Friderici Secundi. Préface et introduction. Parisiis 1859.

Dr. F. W. Schirrmacher Kaiser Friedrich der Zweite. Erster Band. Göttingen, 1859.

E. Winkelmann De regni Siculi administratione qualis fuerit regnante Friderico II Romanorum imperatore, Jerusalem et Siciliae rege. Dissertatio inauguralis Berolini, 1859.

Iselin hat in seiner Vorrede zu den Briefen Petrus de Vineis die Stellen aus dem Dantecommentar des Benvenuto Rambaldi über Friedrich's II Kanzler aufgenommen, die mit den Worten schließt: „mit Recht fand also Friedrich, nachdem er gegen den ersten Sohn so hartherzig gewesen war, wie König Mithridates, bei seinem Tode einen andern hartherzigen Sohn.“ Er läßt dann auf seine eigene die Vorrede des Simon Schard folgen, in der Friederich „der herrlichste und tapferste Kaiser und ein göttlicher Heros“ genannt wird.

Noch heut zu Tage möchte man versucht sein, in solcher Weise die Urtheile über den letzten Staufischen Kaiser neben einander zu

stellen. So schroff stehen sich noch immer die Ansichten hier gegenüber und so unmöglich scheint es, eine wirkliche Ausgleichung herbeizuführen. Die Schrift von Schirrmacher schließt sich nach seiner eigenen Erklärung den Arbeiten Abels über Philipp und Otto an, in denen die staufische Politik und Friedrich selbst in seinen Anfängen mit Wärme gegen alle Einwürfe alter und neuer Gegner vertheidigt wird. Die Reihe dieser Gegner schließt bekanntlich zunächst Böhmer in der Einleitung zu seinen Kaiserregesten von 1195 bis 1254. Der Lapidarstil seines grausenerregenden Charakterbildes und die schwärmerische Zuneigung zu dem staufischen Hause, wie sie bei jenen jüngeren Historikern sich zeigt, versetzen uns lebendig in die Zeit zurück, wo der Haß und die Liebe einer ganzen Welt sich auf jene Träger eines großen Geschicks concentrirte.

Der gelehrte französische Bearbeiter der historia diplomatica Friderici II hat das entschiedene Verdienst, bis zu einem gewissen Punkt seinen Gegenstand mit einer Ruhe und Sicherheit erfaßt zu haben, die eben gerade hier besonders ansprechen muß. Er will in der Einleitung, mit der er sein meisterhaftes Werk abschließt, kein vollständiges Gemälde, sondern, wie er sich ausdrückt, nur eine Zeichnung zu dem künftigen Bilde, nur eine Vorhalle zu dem künftigen Gebäude einer Geschichte Friedrichs II geben. Seine Darstellung beginnt mit dem diplomatischen Theil. Er behandelt darin die äußerlichen Formen der kaiserlichen Ausfertigungen mit jener Exactheit und Sauberkeit, die die französischen Archivare noch immer als die wahren Schüler Mabillons zeigt. Dieser Standpunkt, gleich von vornherein, ich möchte sagen, in Mitten der kaiserlichen Kanzlei, gibt auch dem historischen Theil die besonnene Ruhe eines amtlichen Beobachters. Der Verfasser registrirt die verschiedenen Beziehungen des kaiserlichen Hofs nach allen Richtungen hin, er stellt die betreffenden wichtigsten Urkunden klar zusammen, erörtert ihre Absicht und ihren Erfolg. Es ist uns dabei der Eindruck geworden, als sei in dieser Friedericianischen Politik allerdings etwas dem modernen Franzosen Homogenes, eine gewisse universelle Nüchternheit, eine Neigung, die Dinge abstract zu fassen und doch die Leidenschaft für das Ausserordentliche. Des Verfassers Darstellung der französischen, namentlich die der orientalischen Geschäfte Friedrichs hat durch diese Art der

Betrachtung außerordentlich gewonnen, aber dann begegnen wir plötzlich einer Vorstellung, die selbst Böhmer neu sein wird. Der Verfasser findet in Friedrichs Umgebung wenigstens den kolossalen Gedanken eines weltlichen Papstthums deutlich ausgesprochen und angestrebt.

Auf seine Beweise für diese Behauptung werden wir weiter unten zurückkommen. Sie erscheint uns zunächst wie ein unwillkürlicher Tribut, den selbst der klare Geist des Verfassers den feindseligen und mißtrauischen Geistern hat bringen müssen, die auf diesem Boden einmal ihre Stätte haben. Ernsthaft gesprochen, so ist eben Friedrich II nur der letzte Kämpfer gegen die volle Entwicklung der römischen Suprematie, gegen die Friedrich I den nenen Angriff eröffnete. Die Progressionen dieses Kampfes sind auf beiden Seiten so rapid und kolossal, daß der heutige Beobachter sich immer von Neuem nach den innersten Triebfedern umsieht, die ihm auf beiden Seiten zu Grunde gelegen haben mögen. Bei dem ersten Eindruck der Ereignisse mag die Wuth dieses Kampfes zu der Annahme führen, daß sich hier Lüge und Wahrheit schroff gegenüberstanden, wenn auch je nach der innern Richtung des Betrachtenden die streitenden Parteien in ganz entgegengesetztem Lichte erscheinen mögen. Wenn aber der nüchterne Beobachter sich solchen Vorstellungen zu entwinden sucht, wird sich ihm das Bedürfniß desto mehr aufdrängen, an der Stelle derselben die Absichten der Streitenden in ihrer großartigen Individualität wirklich zu erfassen.

Wir sind nicht gemeint, in den folgenden Erörterungen alle Fragen zu lösen, die auf diesem Wege sich aufdrängen. Schon der Stand der neueren Untersuchungen macht ein solches zusammenfassendes Resumé unmöglich. Sie haben Konrads III Geschichte, sowie die Heinrichs VI und seiner Nachfolger vielfach aufgeklärt, aber die Friedrichs I ist nur von einigen, wenn auch wichtigen Punkten aus erörtert worden.

Die concreteste Seite des Kaiserthums war das deutsche Königthum; die Grundlagen der staufischen Politik waren die deutschen, ja in gewissem Sinne die schwäbischen Verhältnisse. Von hier aus gewannen ihre politischen Ideen einen großen Theil ihres eigentlichen Lebensbluts. Der Bestand der dort gelegenen Machtmittel bedingte

die Energie ihrer großen Politik positiv und negativ. Von hier aus betrachtet erscheinen die Repräsentanten eines universal-historischen Gedankens menschlich bestimmt und bedingt.

Dann aber ist jener universal-historische Gedanke des Imperiums zum Theil doch nur eine Reaction, er wird erst verständlich durch seinen Gegensatz, und er gehört nicht ihnen allein. Ihre persönliche Politik ist zu scheiden von der allgemeinen Bewegung, die ihnen oft gleichgesinnte, oft noch eifrigere Mitstreiter als sie selbst waren, zuführt. Die Geschichte, ehe sie zu einem abschliessenden Urtheil vorschreitet, hat alles dieß in Betracht zu ziehen. Versuchen wir es, in den engen Grenzen dieses Artikels nach den angegebenen Seiten hin den jetzigen Bestand der Sache darzulegen.

Huillard-Bréholles zieht in seiner Darstellung jener antipäpstlichen Politik die Briefe Friedrichs I, des Erzbischofs Hillins und des Papstes an, auf die zuerst Ficker aufmerksam machte. Der Kaiser spricht darin den Plan aus, in Trier ein unabhängiges deutsches Primat zu bilden neben Rom. Allerdings haben Jaffé und Wattenbach die Unächtheit dieser Briefe wenige Jahre nachher bewiesen. Deßungeachtet hat Leo in dem neuesten Band seiner Vorlesungen die Thatsache jenes Planes einfach wiederholt, unser Verfasser gibt einzelne spätere Retouchirungen zu, will aber durch diese die Bedeutung des originalen Inhalts nicht beeinträchtigt sehen. Eben von diesem Schreiben aus geht er zu Friedrichs II Plan eines ganz weltlichen Papstthums über.

Dieser Umstand also zunächst lenkt unsere Aufmerksamkeit auf Triers Stellung zu den früheren Staufen. Es war ein Erzbischof von Trier, der Konrads III Wahl einleitete und durchsetzte. Mitten zwischen Frankreich und Deutschland gestellt vereint er in sich gleichsam alle die Fäden der damaligen Geschichte. Wenn der Primat von Trier ein Lieblingsgedanke dieser Kirche von jeher gewesen, so hatte dieser Gedanke damals einen besonderen Gehalt in dem Zusammenhang der politischen Verhältnisse und der kirchlichen Gedanken, wie sie sich zur Zeit Konrads III lange in merkwürdiger Stätigkeit hielten.

Das französische Königthum war die eigentliche Stütze der päpst-

lichen Politik in den Verhandlungen, die dem Wormser Concordat vorhergingen. Anderer Seits aber wuchs es eben auch durch diese kirchliche Haltung so außerordentlich schnell zu der eigenthümlichen Bildung aus, die Ludwig VI so glücklich zu behandeln wußte. Als Ludwig VI mit seinen wenigen Hunderten von Rittern seine Normannenkriege begann, stand die Kirche Frankreichs gleichsam schon militärisch organisirt neben ihm. Der Gottesfrieden hatte den Pfarrgemeinden schon die Waffen in die Hand gegeben, als die Geistlichkeit dem Königthum schon unter Philipp diese neuen militärischen Kräfte zur Disposition stellte. An der Spitze solcher Aufgebote ward Ludwig seines Adels Herr und ein furchtbarer Gegner für England und Deutschland. Der Feldzug von 1124 gegen Heinrich V, wenn auch ohne Feldschlacht, war für Frankreich dadurch so erfolgreich, daß er den König als Führer des ganzen bewaffneten Volkes unter den Schutz und den Glanz einer großen kirchlichen Bewegung stellte.

Die Franzosen verkündigten damals mit Stolz bei dem Tode des deutschen Kaisers, daß noch Niemand ein Jahr lang den Tag überlebt habe, an dem er dem Banner des heiligen Dionysius als Feind entgegengetreten.

Aber diese Erhebung des Volks und des Königs, diese Verschmelzung der Gemeinden und der königlichen Gewalt zu Einer imponirenden Macht war von anderen Bewegungen begleitet. Die Gedanken religiöser Reform gingen daneben Hand in Hand mit den Wünschen einer politischen und materiellen Erleichterung. Die berühmte Charte von Laon aus dem Jahre 1126 zeigt uns die ganze abhängige Bevölkerung des Bischofssitzes in einer gleichmäßigen Richtung auf die Errichtung gemeinsamer und dadurch starker richterlicher Gewalten. Alle die verschiedenen Herrlichkeiten innerhalb des Stadtgebiets werden zur Anerkennung dieser neuen städtischen Centralgewalt gezwungen. Der Punkt, von dem aus der König und die Commune zu diesem Zwecke zusammenwirken, ist die Regulirung der königlichen Abgaben: wie Ludwig die Waffen seiner Kirchspiele zu einem Heer vereinigt hatte, so beginnt er hier durch eine politische Organisation die Leistungen der verschiedenen Hofrechte auf Einen sicheren Fuß zu setzen.

Wie diese Reformen fortschritten ist bekannt. Schon Brial in seiner vortrefflichen Einleitung zum 14. Bande der Historiens de la France hat darauf hingewiesen, daß eben durch diese politischen Neuerungen die tiefere religiöse Bewegung in Nordfrankreich abgeleitet und regulirt ward.

Aber freilich vollständig unterdrückt wurden die mächtigen Gedanken auch hier nicht, die sich damals überall zunächst wider die weltliche Macht und das Eigenthum der Kirche, sowie gegen ihre Dogmen richteten. Die Briefe St. Bernhards bezeugen deutlich genug, wie die Ansichten der Schulen von Paris roh und schnell sich unter dieser Bevölkerung verbreiteten, und wie diese kriegerischen Massen unter dem Luftstrom politischer Reformen von den skeptischen Ansichten verwegener Cleriker immer neu berührt wurden. Das Ab- und Zuströmen der Tausende von Schülern, die immer neu auftauchende Lehrthätigkeit scharfsinniger und beredter Docenten bald hier, bald dort, gab dem damaligen Frankreich Ludwigs VI eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Paris des 18. und 19. Jahrhunderts; nur daß in diesem die Bewegung centralisirt, dort von den Grenzen der Normandie bis zu der Burgunds und weiter ausgebreitet war. Ja ein weit wichtigerer Unterschied war noch, daß das Königthum Ludwigs VI als die sicherste Stütze Roms fast ganz frei und unbehindert den einzigen Regulator aller dieser Kräfte bildete.

Eine kurze Betrachtung des damaligen Frankreich, wie wir sie in dem Vorstehenden gegeben, ist durchaus nothwendig, wenn man das Gewicht mancher kirchlicher Erscheinungen in jener Zeit sicher würdigen will.

Wie energisch auch diese Lande und ihre Bevölkerung in den gefährlichsten Zeiten für die Freiheit des römischen Stuhls aufgetreten waren, so gefährlich mußten doch andrer Seits manche Elemente und nicht die unwichtigsten dieser Bewegung auf die Länge für die Kirche selbst werden können. Es waren keineswegs nur die erklärten Feinde derselben, die einen vollständigen Verzicht der Geistlichkeit auf jeden weltlichen Besitz gefordert hatten und noch forderten. Gerade dieser Besitz und seine schlechte Verwaltung bildeten den Gegenstand der städtisch-königlichen Reformen. Die heftigen und wohlbegründeten Vorwürfe, die in dieser Richtung laut wurden, konnten

nach zwei Seiten hin die bisherigen Schranken durchbrechen, sie konnten entweder administrativ der königlichen Gewalt noch weitere Bahn brechen mitten in die Hörigkeitsverbände der Kirche hinein oder aber dogmatisch von dem Grundsatze der christlichen Eigenthumslosigkeit zu noch kühneren Sätzen führen.

Daraus erklärt es sich, daß die bedeutendsten strengkirchlichen Reformatoren sich gerade immer zunächst diesem Gebiet zuwandten. Norbert, der die Weltgeistlichkeit mönchisch zu reformiren gedachte, war von vornherein auf das gerichtet, was wir heutzutage die innere Mission nennen würden. Der Kampf gegen eine unkirchliche oder antikirchliche Zeit ist ihm nach seiner eigenen inneren Wiedergeburt die Aufgabe, die Stiftung einer neuen Ordnung regulirter Chorherren nur das Mittel. Der Bischof von Laon ist der Erste, der diesen Plan mit Wärme auffaßt, er veranlaßt zwischen Laon und Noyon die erste Gründung eines solchen Stifts. Aus dieser Einöde wie aus einer sichern Retraite soll diese neue Genossenschaft den wankenden Klerus der Provinz Rheims reformiren und schützen.

Die zweite Reformation der gefährdeten französischen Kirche ging von einem Burgunder aus. Das Vaterland der Kluniacenser war auch das der Cistercienser. Die Principien dieses Ordens sind bekannt genug: ein Leben in stetigem Ackerbau und Gebet verbunden mit einer außerordentlichen strengen Disciplin wies ihn von vornherein auf die Einöde. „Ein Ort des Schauers und der Einsamkeit" ist von Anfang an gleichsam der officielle Ausdruck für alle Stätten seiner neuen Gründungen geworden. Ursprünglich hat ohne Zweifel nur der heiße Trieb nach geistlicher Zurückgezogenheit die Stifter bewegt. Eine solche Mönchsregel hatte mit der praktischen Richtung St. Norbert's und seines Prämonstratum kaum Etwas gemein. Sie war nur eine neben jenen andern strengern Formen klösterlicher Askese am Ende des 11. und dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Ja die Beschäftigung in der freien Natur, verbunden mit der Contemplation, war offenbar darauf berechnet, ihrem religiösen Leben eine gewisse Nüchternheit und Einfachheit fern von dem Weltgetreibe zu bewahren.

Das erhellt denn auch aus der Opposition, die Bernhard von Clairvaux zuerst in Mitten seiner eigenen leiblichen und geistlichen

Brüder fand. Seine ersten Wunder wurden von dem eigenen älteren Bruder scharf getadelt, die ganze Genossenschaft war gestört und unwillig über die Leidenschaftlichkeit und unruhige Gewalt seiner Beichtreden.

Aber eben diese Art seiner geistlichen Erregungen führte ihm und dem Orden jene stets wachsende Menge neuer Mitglieder zu und verschaffte ihnen Popularität, die ihm dann später auch außerhalb Frankreichs üllerall hin folgen sollte.

Norbert erkannte offenbar sehr bald, daß die Bewegungen der französischen Massen für seine Mittel des Widerstandes zu gewaltig waren, er fand in Sachsen einen weit zusagenderen Boden für seine Einrichtungen und ihre Wirksamkeit. Und doch waren diese von vornherein in gewissem Sinne für Frankreich berechnet.

Bernhard wandte eine Organisation, die er selbst nicht geschaffen und der diese Richtung ursprünglich fremd war, durch seine Hand allein gegen die antikirchlichen Mächte Frankreichs.

Norbert gewann als Erzbischof von Magdeburg einen amtlichen Einfluß, der ihm die Slavische Mission wie das Ohr des Kaisers von selbst öffnete.

Bernhard ist trotz alles Drängens immer der einfache Abt von Clairvaux geblieben.

In diesen Sätzen tritt schon der Charakter dieses letztern deutlich hervor. Er ist immer vor Allem Mönch geblieben. Die Vorhersagung der Mutter Gottes über die große zukünftige Ausdehnung des Ordens ist sein Trost und seine Zuversicht, die ruhige Einsamkeit seines Klosterthals seine Zuflucht. Die Demuth in Gott für ihn der Grundbegriff alles Christenthums, allen erreichbar und allen genug zur Seligkeit, so wird er doch eben in seiner „jungfräulichen" Genossenschaft mehr als irgendwo sonst vorgezeichnet und gesichert.

Eben in dieser Stellung fühlt er sich selbst als ein unmittelbares Werkzeug Gottes. Jede, auch die natürlichste Heilung, die er vollbringt, ist ihm ein Wunder des Himmels und wird von ihm so verkündigt. Und voll von diesem demüthigen und himmelhohen Gottesbewußtsein hat er sich und seinen Orden mitten in die Bewegung seiner Zeit hineingeworfen.

Die Berichte der Augenzeugen über seine Wunder aus den Ta-

gen seiner höchsten Popularität zeigen uns ihn getragen von der Verehrung und dem Glauben tiefbewegter Maßen. Es ist da schwer zu scheiden, wie weit die Gewalt seiner frommen Erregung und die Empfänglichkeit des ihn umdrängenden Volks sich entgegenkamen. Nur das darf nicht bezweifelt werden, daß er selbst in Wahrheit der gläubigste Verehrer Gottes in seinen Thaten war.

Und mit eben dieser Ueberzeugung gieng er von Anfang an in die tiefsten und schwierigsten Verhältnisse ein, voll von dem Vertrauen auf den sichersten Erfolg. So trat er den Schulen von Paris entgegen, so bewog er die Staufen zur Anerkennung Lothar's, diesen und die Könige von Frankreich und England zur Anerkennung Innocenz II, so brachte er wieder Lothar dazu, von seinen antikirchlichen aber echt königlichen Forderungen abzustehen, so unterwarf er die Ketzer Südfrankreichs, bändigte Mailand und Rom und stieß Deutschland in die französische Unternehmung zur Wiedereroberung Edessa's.

Aber freilich würden wir der Geschichte Gewalt anthun, wenn wir neben dem Instinct seiner gewaltigen Natur, neben der reinen Begeisterung des Mönchs die Berechnung seines gewandten und rastlosen Geistes übersähen. Einer seiner frühesten Tractate, der de gradibus humilitatis zeigt uns, mit welcher Schärfe er die geistigen Bewegungen der Mönchswelt schon damals durchschaute. Er selbst hat uns dann die Arbeit seiner Correspondenz geschildert, in der er die verschiedensten Geschäfte leitete oder beförderte. „Welch ein Gewirr von Gedanken", sagt er in einem seiner Briefe, „wenn man schreiben will und Einem dann die Menge der Redeweisen entgegentönt und die Mannigfaltigkeit der Ausdrücke und die Verschiedenheit des Sinnes hervortritt? wo man oft verwirft, was sich Einem darbietet, und wieder aufnimmt, was ausgefallen ist." Aus solchem Wägen und Wiederwägen giengen jene scheinbar so sicheren Ergüsse voll von Begeisterung und Zuversicht hervor.

Und nun brauchen wir nur an die keineswegs lobenswerthen Waffen zu erinnern, mit denen er Abälard zu schlagen suchte, um uns zu überzeugen, daß seine Erfolge der Berechnung eines klaren und fast kalten Kopfes nicht weniger gehörten als dem Instinct seiner Herzensüberzeugung. Wie für seine Mönche die Arbeit des Ackers die Contemplation und das Gebet fördern sollte, so war für ihn die

Thätigkeit in den großen Geschäften ein nothwendiges Supplement seiner inneren Fortbildung.

Versuchen wir es nun, die Grundzüge dieser äußeren Thätigkeit uns klar zu machen. So mannigfach sie uns erscheint, so lassen sich die Grundgedanken derselben in ihrer Einfachheit deutlich erkennen. Es sind dieß die Vertheidigung des Besitzstandes der Kirche nach Außen und im Innern die Herstellung ihrer alten Disciplin, gegründet auf den damaligen Bestand der weltlichen Mächte.

Als gegen Innocenz II Petrus Leonis gewählt wurde, forderte Lothar III von Innocenz für seine Anerkennung die Aufhebung des Wormser Concordats und die Herstellung des früheren Investiturrechts.

Sicher wäre eine Stärkung des Kaiserthums damals in den Händen Lothars ohne Gefahr gewesen, und Innocenz III damit sofort eine Unterstützung in Italien gewonnen, so nachdrücklich, wie sie ihm dann erst nach 5 Jahren der Drangsal zu Theil ward. Dessenungeachtet rühmte sich Bernhard noch später, jene „unpassenden Forderungen" des Kaisers zurückgewiesen und die Verträge von 1122 aufrecht erhalten zu haben.

Aber dieser äußere Bestand der kirchlichen Macht sollte doch, seiner Ansicht nach, keine Vermischung der weltlichen und geistlichen Gewalten entschuldigen, wie sie seit Gregor VII angestrebt, oder jedenfalls in der Praxis zugelassen war.

Gerade wegen der Würde des Priesterthums verlangt er die Entfernung von weltlichen Geschäften. „Für diese niedrigen und irdischen Dinge, sagt er 1149 im Zenith seines Einflußes, gibt es eigene Lenker, die Könige und Fürsten. Was bringt ihr in fremde Gebiete ein? Was streckt ihr eure Sichel nach fremder Saat aus? Nicht daß ihr unwürdig wäret, sondern Euer ist es nicht würdig, diesen Dingen obzuliegen, da ihr mit Besserem genug zu thun habt". Allerdings spricht er hier zunächst zum Papst, aber er redet dabei im Allgemeinen von der bischöflichen Gewalt. Und wie genau paßte diese Ansicht in die französischen Verhältnisse, wo das Königthum als verbündete Gewalt den Bischöfen die Regelung ihrer Laiengerichte abnahm? Wie weit näherte sie sich jener Partei, die von der Kirche den Verzicht auf ihren ganzen weltlichen Macht- und Besitzbestand verlangt hatte! Und wie

wohl war gerade sie geeignet, gegen die übermäßigen Forderungen dieser Partei die Kirche zu decken. Wie entschieden endlich entspricht diese Richtung der seines eigenen Ordens, der gleichsam von vornherein darauf verzichtet hatte, in weltlichen Angelegenheiten etwas Anderes als den Pflug und den Hirtenstecken zu führen.

Wie die Dinge freilich damals lagen, war diese Grenzlinie zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt kaum festzuhalten. Von beiden Seiten drängten die Gewalten, sie allmälig oder mit wüster Heftigkeit zu verwischen. Bernhard setzte seine ganze Lebenskraft an die Aufgabe, allein durch die Kraft und das Geschick seiner Ueberredung, die drohenden Conflicte zu verhindern, die ausgebrochenen zu beschwichtigen. Man erstaunt, wie weit ihm dieß gelang, aber übersehen darf man dabei nicht, daß die Weltlage selbst ihm förderlich war, daß die Dreistigkeit kühner Verbündeter ihn dabei unterstützte und eine eigenthümliche Weltanschauung seinen und der Seinigen Muth aufrecht erhielt.

Die Unabhängigkeit der Kirche, wie er sie auffaßte, war wesentlich bedingt durch die machtlose Stellung des deutschen Kaiserthums. Sie war nicht nur durch das Wormser Concordat herbeigeführt, ihre Ursachen lagen zum Theil tiefer. Die Kriege Heinrichs IV hatten das Gut der Fürsten, geistlicher wie weltlicher, in die Hände ihrer Vasallen gebracht. Diese Vergabungen hatten für den Krieg zahlreiche Streiter geschaffen, verwendbar, so lange die innere Fehde ihnen freie Hand ließ. Mit dem Eintritt friedlicher Zustände im Innern fanden sich aber die Fürsten ohne die Einkünfte, mit denen diese Massen in einem auswärtigen Krieg besoldet und verpflegt werden mußten. Ja für die Verwaltung und den Bestand der kirchlichen Gewalt selbst waren so zum Theil die nothwendigsten Einkünfte verloren gegangen und das Reich entbehrte derselben ebenso merklich für den Betrieb seiner großen Verwaltung.

Damals zuerst ist die Masse des niedern Adels eine Last für die Nation geworden. Von allen Seiten beklagte man diese Zustände. Die Kaiser selbst wie die Fanatiker der kirchlichen Reform sprachen sich darüber unverholen aus. Das Reich war im Innern und nach Außen wie gelähmt durch das Uebermaß kriegerischer Kräfte, die sich selbst hemmten und thatenlos drückten. Bei dem Zug, den

Lothar endlich 1136 mit größeren Streitmassen gegen Apulien unternahm, darf man die zum Theil sehr großen Contributionen Pavia's, Viterbo's, Monte Kasino's nicht übersehen. Sie brachten den Feldherren das Geld, das sie in Deutschland, zum Theil mit Gewalt, nur spärlich zusammenbringen konnten. Am rücksichtslosesten war Herzog Heinrich an der Spitze des westlichen Heeres, unter den Augen des Papstes selbst. Daß er gerade nach Lothars Tod allein die Macht und die Energie hatte, das Reich aus dieser Lethargie herauszureißen, war deutlich genug. Um seine Wahl zu verhindern, setzte Albero von Trier in einer rasch und kühn gegriffenen Intrigue die Wahl Konrad's III durch.

Albero war ein Freund Bernhard's. Dieser hat sich für ihn am päpstlichen Hofe wiederholt auf das Eindringlichste verwandt. In jungen Jahren der eifrigste Parteigänger der antikaiserlichen Kirche, unerschöpflich an Hülfsmitteln, verwegen bis zur äußersten Tollkühnheit, hatte er schon früher in den Angelegenheiten der Diöcese Metz verhängnißvolle Wahlen dadurch entschieden, daß er plötzlich einen unerwarteten Kandidaten vorschob. Die Wahl Konrad's war durch denselben Gedanken dictirt, in Folge dessen einst Bernhard Lothar III von seinen Forderungen zurückgedrängt. Die königliche Gewalt wurde noch einmal matt gesetzt. Die Kirche, die den Kapetingern freie Hand lassen mußte, mußte um so nothwendiger Deutschland in jener inneren Unfähigkeit erhalten, die das Wormser Concordat und die vorhergehenden Kriege herbeigeführt hatten.

Wenn man die glänzende Erscheinung des Erzbischofs von Trier, die gesuchte Eleganz und Abnormität seines Auftretens, seine dreiste Leitung der Geschäfte und die Gewandtheit betrachtet, mit der er in den fürstlichen Kreisen Partei zu machen wußte, so ist das Alles das reine Widerspiel jener asketischen Genialität, mit der Bernhard ihn denn doch weit noch überflügelte. Aber wir brauchen das unrechte Wort, von einer Rivalität ist hier nicht die Rede. Es ist eine seltene Einmüthigkeit der Tendenz, der innerlichsten Richtung in zwei ganz verschiedenen Naturen.

Man ist neuerdings protestantischer Seits namentlich leicht geneigt, bei der Beurtheilung dieser Tendenz egoistische Zwecke in Anschlag zu bringen. Nicht bei Bernhard, dem die neuere Geschicht-

schreibung ihre aufrichtige Bewunderung durch den Mund ihrer größten Vertreter Niebuhr's und Neander's ausgesprochen. Aber Charaktere wie eben der Albero's fordern gleichsam wie von selbst zum Verdacht auf und thaten es schon bei seinen Lebzeiten.

Für uns scheint da ein Buch von besonderer Bedeutung, das in der Zeit von Bernhard's glänzendster Thätigkeit unmittelbar aus den Kreisen von Cisterz hervorgieng. Ich meine die Chronik Otto's von Freisingen. Ueber die hohe Bedeutung desselben sind auch seine neuesten Beurtheiler, Wilmans und Wattenbach, durchaus einig. Wenn sie aber seine tiefe Melancholie aus der allgemeinen Noth der Zeiten, aus seiner Doppelstellung als Mönch und Fürst des Reichs erklären oder die einzelnen Schwächen seiner Darstellung aus der allgemeinen Unkunde der wichtigsten Thatsachen ableiten, so ist, glaube ich, damit die besondere Richtung und der eigentliche Charakter seiner Anschauung doch nicht ganz bezeichnet.

Wie für Bernhard ist für Otto Augustin der eigentliche Ausgangspunkt ihrer religiösen Anschauungen. Die beiden Gemeinwesen (civitates), in deren Entwicklung Augustin die des menschlichen Geschlechts enthalten sah, bilden auch für ihn die eigentlichen Gegenstände seiner Betrachtung. Das weltliche „Gemeinwesen" fällt nach Otto mit jenen Reichen zusammen, deren Entstehen und Untergang Daniel prophezeit hatte. Gerade der Wechsel der „weltlichen Herrschaft" zwischen diesen Völkern ist ihm ein Zeichen ihrer inneren Krankheit.

Das letzte dieser Reiche, das römische, geht seiner Auflösung entgegen, indem es bei den Franken von den Merovingern auf die Karolinger, von diesen auf die Sachsen überging. „Dieser Wechsel, so schließt er 6, 17 diese Betrachtungen, geht vom Anfang der Welt bis auf den heutigen Tag von Einem auf den Andern über". Ist ihm aber so jeder Wechsel der kaiserlichen Dynastien ein neuer Schritt zu der letzten Katastrophe, so ist der Anfang dieser Katastrophe schon längst für seine Anschauung eingetreten durch den Bann, den Gregor über Heinrich IV aussprach.

Otto erklärt 6, 35, daß er in der ganzen früheren Geschichte einen diesem Anathema entsprechenden Fall nicht habe finden können. Die unerhörte That Gregor's ist ihm daher der Sturz des ehernen

Reichs, das, nach Daniel, von dem Steine zermalmt wird, der ohne Hände herabgerissen ward. Dieser Stein ist ihm die Kirche und „zu welchem Berge“, fährt er dann fort, „diese selbst angewachsen ist, kann jetzt Jeder sehen. Wie großes Unheil aber, wie viel Kriege und Kriegsgefahren daher entstanden sind, wie oft das unglückliche Rom bestürmt, genommen, verwüstet wurde, weil Papst über Papst wie König über König gesetzt ward, daran zu erinnern eckelt mich an“. Alle diese Offenbarungen des göttlichen Rathschlußes faßt er keineswegs als Strafgerichte und Zornesäußerungen Gottes gegen die davon getroffenen. Im Gegentheil auch die Einsetzung der weltlichen Gewalten ist wie die Schöpfung eine That der göttlichen Liebe, was ihr Untergang für Frucht bringe, das zu erklären, fühlt er sich nicht berufen, „weil wir es nicht ohne schwere Sünde sagen können, so wollen wir es Gott anheim geben, der nichts ohne Zweck geschehen läßt“.

Ganz besonders merkwürdig ist dann namentlich die folgende Erklärung, ebenfalls ein Prolog zum 7. Buch.

Otto sagt hier ausdrücklich, daß durch die Kräfte und Wohlthaten des Königthums (regni viribus ac beneficencia) die Kirche emporgekommen sei, und „es steht fest“, fährt er fort, „daß sie nicht eher das Königthum so sehr erniedrigen konnte, als bis dasselbe durch die Liebe zu der Kirche ausgebeutet (eviscerato) und an Kräften erschöpft nicht allein von ihrem d. h. dem geistlichen, sondern auch von seinem eigenen, dem weltlichen Schwerte, getroffen und zerstört wurde, — was zu beurtheilen oder zu erörtern über meine Kräfte geht“.

Nach dieser Ansicht also war das „Reich“ d h. die deutsche Monarchie als Fortsetzung des römischen Imperiums schon seit fast 70 Jahren nur ein Haufe umgestürzter Trümmer. Nachdem es seine Mission, die Kirche aufzubauen und zu erheben, erfüllt hatte, lag es jetzt in den letzten Zuckungen zu den Füßen der Kirche, die rasch und gewaltig sich entwickelte.

Hier wird demnach kirchlicher Seits eben das zugestanden, was nach Otto's folgender Erzählung Lothar als Kaiser hervorhob: „wie gewaltig das Reich durch die Liebe der Kirche geschwächt sei.“ Eben diese Schwächung des Reichs erscheint als ein nothwendiges Resultat nicht der Sünden des Reichs gegen die Kirche, sondern des allgemeinen, unergründlichen

Rathschlusses Gottes. Die Leiden und Kämpfe, die Zerrissenheit der Kirche selbst, ein Zeichen der großen Katastrophe, in der diese Zeiten stehen, können ihr beständiges Wachsen nicht verhindern. Aber diese siegreiche Kirche ist doch keineswegs nun wirklich schon die eigentliche Gemeinde der Heiligen, und dieses niedergebrochne Reich ist keineswegs deßhalb ganz von der Kirche geschieden.

„Niemand, sagt Otto, glaube, daß wir das christliche Reich von der Kirche trennen, da man weiß, daß in der Kirche Gottes zwei Personen, die priesterliche und weltliche, sind, und man erinnere sich dessen, was wir oben gesagt haben, daß von der Zeit Theodosius des älteren bis auf unsere Zeit die Geschichte nicht von zwei Gemeinwesen, sondern ganz und gar nur von Einem, nämlich von der Kirche, aber von einer gemischten, berichtet habe.“ Wie es in dieser Kirche ketzerische Könige gibt — die Kirche freilich kann nur das Offenbare beurtheilen — so wird auch der Priester durch ein gottloses Leben der civitas dei in Ewigkeit verlustig gehen. In ihr deutet er am Ende des 6. Buchs auf ein „neues und glanzvolles Volk“ hin, und am Ende des 7. schildert er neben den andern wahren Christen „die verschiedenen Genossenschaften der Heiligen, welche nach dem Gebote des Evangelisten ihren eigenen Begierden, Reichthümern, Eltern entsagen um Christus zu folgen.“ Es sind die Mönche. „Auf diese Weise“, schließt er die berühmte Schilderung ihrer Ordnung und Verfassung, „nach innen und außen ausgerüstet und über den ganzen Erdkreis in kurzer Zeit an Verdienst und an Zahl in's Ungeheure gewachsen strahlen sie in ihrem Glanze — finden sich aber wie einst in Egypten so auch jetzt in Gallien und Germanien in größerer Menge, nur soll man hierin nicht den Uebergang der Macht oder der Weisheit vom Osten nach dem Westen bewundern, da es klar ist, daß eben dasselbe von der Religion gilt“. Mit dieser Schilderung leitet er dann vom 7. zum 8. Buch herüber, von der Zeitgeschichte zur Schilderung der letzten Dinge, oder wie er im Gleichniß sich ausdrückt, von dem Chaos zu der Schöpfung des Lichts und zu der wahren Ruhe der Heiligen.

Man hat nun, wie schon erwähnt, die Richtung Otto's aus dem Zwiespalt seiner Stellung zwischen der Kirche und dem kaiserlichen Hause erklärt, dem er selbst so nahe angehörte, und dann weiter aus dem Gegensatz, den er in sich selbst, er zugleich Mönch und Fürst

des Reiches, empfunden habe. Aber zur Zeit, wo er nachweislich sein Werk verfaßte, in den Jahren vor dem nächsten Kreuzzug, war Konrad III nicht allein nicht mit der Kirche gespannt, sondern sogar Bernhard von Clairvaux persönlich befreundet, ja verpflichtet. Andrer Seits hätte Otto, nach dem eignen Beispiel seines großen Ordensbruders, ohne Zweifel eine viel heftigere und strengere Kritik der Kirche in ihrer Vergangenheit und Gegenwart führen können, ohne damit auch nur das Geringste seiner kirchlichen Stellung, seinem eigenen Gefühle zu vergeben. Die einfachste Erklärung scheint uns daher, daß die Dinge, ihrer weltlichen Form nach, wirklich so lagen, wie er sie sah, d. h. daß abgesehen von einzelnen Thatsachen, die er schief oder falsch faßte, die Machtlosigkeit des Reichs und der gewaltige Aufschwung der Kirche von ihm durchaus richtig empfunden und dargestellt ward.

Daß ein Mann wie Bernhard, im beständigem Kampf für die Reinheit der Kirche, den oft vorgeschlagenen Weg nicht ging, der durch eine Umordnung der Machtverhältnisse das Reich gehoben und die Kirche gereinigt haben würde, das erklärt sich uns am Einfachsten aus einer Weltansicht, wie Otto sie eben aussprach. Die Verhängnisse Gottes gingen ihren angewiesenen, eben nicht jenen Weg. Mitten aus diesen Verhängnissen hatte die Kirche ein neues Volk sich geboren, eben die an Zahl, Demuth und Wundern wachsenden Mönchsgenossenschaften. Ob Bernhard die dahin führenden Auseinandersetzungen Otto's alle buchstäblich acceptirt habe, das wird unbewiesen bleiben, aber, daß der Halbbruder Konrads III und der Enkel Heinrichs IV sich zu einer solchen Arbeit gedrungen fühlte, das scheint mir darauf hinzuführen, daß er in den Kreisen seines Ordens d. h. der nächsten Genossenschaft Bernhards solche Anschauungen vorbereitet oder schon lebendig gefunden hatte.

Das Werk ist geschrieben in der Zeit, wo die Partei der Herstellung des Kaiserthums und der Beschränkung des Kirchenguts behufs einer Reform einen Führer wie Arnold von Brescia und einen Gönner wie Cölestin hatte, und wo Bernhard mit aller Energie sich dieser Bewegung entgegenwarf, während das Kaiserthum, entschlossen, Arnold nicht zu unterstützen, sich außer Stande sah, die gefährdete Kirche in Italien zu schützen. Ehe es vollendet ward, hatte Bernhards

Schüler Eugen III den päpstlichen Stuhl bestiegen und der Abt von Clairvaux lenkte durch ihn und in ihm jetzt unmittelbar die päpstliche Politik.

So betrachtet macht Otto's Chronik, namentlich die letzten Bücher, einen merkwürdigen Eindruck. Der gewaltige Strom der Zeitgeschichte überfluthet in ihnen die letzten Bewegungen der kaiserlichen Gewalt, um die Kirche und namentlich das neuerwachte Klosterleben mit neuen und unvergänglichen Lebenskeimen zu befruchten. Damals, kurz nachdem es vollendet, kam Bernhard in der ganzen Gewalt seiner Ideen und seiner Wunder nach Deutschland. Der Bericht ist uns noch erhalten, wie er von der Menge und ihren deutschen Liedern von Wunder zu Wunder den Rhein entlang geleitet wurde. Das größte derselben, wie er selbst sagte, war, daß er Konrad zur Annahme des Kreuzes vermochte. Herzog Friedrich starb im Gram über diesen Schritt unter der geistlichen Pflege des Wunderthäters.

Otto schildert den Zustand allgemeinen Friedens, der dem Abmarsch der Kreuzfahrer folgte: „Plötzlich trat fast im ganzen Abendlande eine solche Stille ein, daß es nicht allein für ein Unrecht galt, Krieg anzufangen, sondern sogar öffentlich Waffen zu tragen." Dann durchzog, in Konrad's und Ludwig's Abwesenheit, Eugen III in vollem Prunk seiner päpstlichen Macht Deutschland und Frankreich.

Vergegenwärtige man sich jene Jahre: ein wunderbares und glänzendes Licht liegt auf allen Erscheinungen, himmlischen Glanzes, der Reflex einer dunstreichen, wunderbar auf- und abfluthenden Atmosphäre. Die Localtöne des Bodens und seiner Gewächse verschwinden. Neue Ideen, große Erwartungen umstrahlen ungesehene Schauspiele und Menschen, die über das Maaß dieser Leiblichkeit hinausgewachsen scheinen.

Damals, auf jenem Triumphzug Eugen's, auf einem Concil zu Rheims trat Albero von Trier wieder mit den Ansprüchen hervor, die seine Kirche auf den Primat „über ganz Belgien, Gallien und Germanien" habe. Zum ersten Mal hatte davon verlautet, als er beanspruchte, den neugewählten Konrad zu krönen.

Weder Eugen III, noch Bernhard hat solchen Gedanken widersprochen. Dieser Primat würde Trier, in Albero's Hand, zum großen kirchlichen Regulator der französischen und deutschen Angelegenheiten gemacht

haben. Und ihm allerdings konnte man das Geschick zutrauen, diese beiden so verschiedenen und für die Kirche doch gleich wichtigen Mächte in dem rechten Gleichklang zu erhalten.

In dem raschen Aufsteigen jener Jahre bezeichnet dieser Gedanke vielleicht die höchste Stufe der kirchlichen Politik. Zunächst ließ man ihn fallen, als er auf die heftige Opposition des Erzbischofs von Rheims stieß.

Der Ausgang des Kreuzzugs war furchtbar für die Fürsten, die ihn unternommen, aber die eigentliche Niederlage traf die kirchlichen Gewalten, von denen er ausgegangen.

Unter dem erschütternden Eindruck dieses großen Gottesgerichts schwand eine Welt von Vorstellungen und Erwartungen, voll heiliger, siegesgewisser Ideen zu einem trüben Chaos zusammen.

Wir können über Konrads neue Pläne, über seine gänzlich veränderte Stellung hier stillschweigend hinweggehen. Bernhard's bekannte Aeußerungen über das mißlungene Unternehmen gehören zu dem Erhabensten, was er geschrieben. Während alle Weltverhältnisse sich verschoben, der Papst und Frankreich sich den Normannen, Deutschland sich Byzanz näherte, forderte er jetzt streng und sicher wie nie zuvor eine gänzliche Reform der römischen Curie.

Man pflegt es mit Recht hervorzuheben, daß Friedrich's verwandtschaftliche Verhältnisse ihn außerordentlich günstig zwischen die beiden großen Parteien in Deutschland stellten. Noch vortheilhafter für ihn war, unserer Meinung nach, die eingetretene Reaction gegen die mächtigen kirchlichen Vorstellungen; aber der wichtigste Umstand für den plötzlichen Umschwung war doch, daß fast gleichzeitig die Kirche Bernhard's Führung verlor und das Reich Friedrichs gewann.

Die dringenden Reformen, die Bernhard für den Geschäftsgang der römischen Curie gefordert, die Veränderung der ganzen bisherigen Geschäftsordnung waren nicht erfolgt als Eugen starb. „Der Papst Eugen“, sagt Otto, „ein gerechter und sehr religiöser Mann überließ bei seinem Hintritt den heiligen Stuhl dem Anastasius, einem bejahrten und in den Gewohnheiten der Curie erfahrenen Manne.“ Seine Darstellung der darauf folgenden Verhandlungen Vita 2, 10 zeigt,

daß er die „Gewohnheit dieser Curie" nicht als ein Bollwerk gegen weltliche Ansprüche betrachtete.

Für Friedrich's erste frische Wirksamkeit und ihren Eindruck gibt es kein besseres Beweisstück als eben Otto's Schriften an und für ihn.

Wibald's von Corvey Correspondenz zeigt allerdings auch die unsichere Spannung, mit der die alte Schule der deutschen Staatsmänner den neuen König und seinen Hof betrachtete. Es ist neuerdings Sitte geworden, diesen Mann und seinesgleichen, die Meister des Stillstands und der Vielthuerei, besonders zu feiern. Sie fühlten sofort bei Friedrich's erstem Auftreten, daß ein neues Leben an die Stelle ihrer abgenutzten Methode trat. Wie diese Leute waren brauchte Friedrich sie nur zu einer glänzenden, aber bedeutungslosen Thätigkeit einzuladen, um in seiner eignen von ihnen nicht behindert zu sein.

Anders war allerdings sein Gefühl, jenen Männern gegenüber, die von Ekel erfüllt über den Zustand des Reichs eine neue welthistorische Epoche anerkannt und an ihrem Theil zu realisiren gesucht hatten. Erst nach seinem ersten italienischen Feldzug wandte er sich an Otto mit der Bitte um seine Chronik. Otto schickte sie ihm, begleitet von jenen beiden merkwürdigen Schreiben an den Kaiser und seinen Kanzler Reinald, in denen er würdig sich und sein Werk in diesen Kreis neuer Männer und für ihn so fremder Gedanken einführt.

Die merkwürdige Stelle über die Erfüllung der Danielischen Weissagung änderte er nicht, indem er „jedoch dafür hielt, daß man auf die vollständige Zerstörung des Reichs durch den vom Berge abgerissenen Stein mit Methodius bis an das Ende der Zeiten warten müsse."

Mit diesen Worten schließt er das Schreiben an Reinald. Er gesteht zu, daß Friedrich's Regierung eine neue Zeit voll Freuden und unerwarteter Thaten herbeigeführt, ja daß der Kaiser an sich über allen irdischen Gewalten stehe, aber er nimmt deßhalb keine seiner früheren Aeußerungen zurück. Er bittet Reinald sie bei seinem Herrn zu vertreten und diesem selbst tritt er mit dem großen Wort entgegen: „Es geziemt dem König, seinen Schöpfer im Herzen zu haben und sich auf jede mögliche Weise zu hüten, daß er nicht in seine Hände fällt." Allerdings läßt er das volle Licht der neuen Zeit auf sein fast verjährtes Werk fallen, aber, wenn er auch sich wegen dessen

Conception entschuldigt, so hat er doch die gewaltigen Conturen desselben im Großen und Ganzen unverrückt gelassen.

Friedrich's Antwort ist schwer zu beurtheilen.

Er spricht nur von den großen Thaten der Imperatoren, die ihn darin erfreuen sollen. Den Bericht über seine Thaten, behufs seiner eigenen Biographie leitet er dann mit den Worten ein: „Weil jedoch ein hervorragender Geist Niedriges zu erheben und über eine geringe Materie viel zu schreiben weiß, so suchen wir, indem wir mehr auf dein Lob als unser Verdienst bauen, das was wir gethan haben, in wenigen Worten durchzugehen.“ Aber seine Anerkennung leuchtet doch deutlich hervor und nahm zu. Auch in dem Anfang der so vorbereiteten Biographie ist Otto nicht müde geworden, an die Unsicherheit alles Menschlichen immer von Neuem zu erinnern. Er übergab sein Werk unvollendet dem Ragewin, als er in Morimond, seiner alten Abtei, sein Ende kommen sah. Friedrich hatte die Fortsetzung verlangt und zwar durch diesen Schüler Otto's. Für die Ueberlieferung der Thatsachen war dessen freierer Ton und kälterer Blick gewiß Otto's Art vorzuziehen, aber wir übersehen nicht, daß er doch eben noch immer mit jenen ersten Arbeiten und Anschauungen seines Lehrers in Verbindung stand. Ihre Intensivität nimmt im Uebergang von der Chronik zu Otto's und dann zu Ragewin's biographischer Arbeit immer ab, aber Friedrich's Interesse für diese Werke zeigt doch, daß der Eindruck derselben ursprünglich sehr groß gewesen sein mochte und auch später nicht erlosch.

Je ernster die Weltansicht Otto's gerade dem staufischen Hause und seiner Politik entgegengetreten war, je entschiedener sie in Deutschlands Untergang nicht eine menschliche Verschuldung, sondern ein Gericht Gottes anerkannte oder erwartete, desto merkwürdiger ist dieses Verhältniß Friedrichs zu seinem Geschichtschreiber. Und dieß eben auch deßhalb, weil seine Natur von Anfang an gegen die äußere Gewalt solcher Vorstellungen entschieden angekämpft hatte.

Er griff in die kirchlichen Verhältnisse mit derselben Sicherheit ein, mit der er den Boden Italiens an der Spitze einer unverhältnißmäßig kleinen Macht betrat. „Wir aber gelangten nach einem uns von Gott verliehenen großen Siege, wie unsers Wissens niemals zuvor mit 1800 Rittern gewonnen worden war, bis nach Verona.“

Rasch und energisch durchbricht er die hemmenden und unheimlichen Verhältnisse und vergißt doch nicht, daß er inmitten einer drohenden, vielleicht unaufhaltbaren Weltentwicklung steht. Sein eigener Muth und die Gunst der Verhältnisse haben jenen compacten Gedanken derjenigen kirchlichen Politik, die sein Haus erhoben, zurückgedrängt, zerstreut und für ihn selbst unschädlich gemacht, aber er selbst verkennt trotzdem die Bedeutung keineswegs, welche jenes System und seine Anschauungen in einer höheren Weltordnung haben konnte.

Im Vorstehenden glaube ich die Anfänge desjenigen bezeichnet zu haben, was wir gewöhnlich Staufische Politik nennen, als deren letztes und äußerstes Extrem eben Friedrich II erscheint. Diese Reihe von Männern und Regierungen beginnt durchaus erst mit Friedrich I.

Konrad III ist nicht allein durch kirchlich-päpstliche Intriguen gewählt; seine Wahl, ja seine ganze Regierung, mittellos, glanzlos, erfolglos, wie sie war, ist ein wesentliches Moment jenes Systems, als dessen Repräsentanten wir Bernhard zu betrachten hatten. Große und heilige Gedanken, eine neue jungfräulich erregte Genossenschaft, Führer von großer Genialität und Tiefe, Alles vereint sich hier zu einer gewaltigen, Alles mit sich fortreissenden Machtentwicklung, der die Staufen fast willenlos folgen. Die Niederlage vor Damascus, das vollständige Mißlingen des Kreuzzugs zerriß diese Bande. Bald darnach kam das Schwert und die Lanze des deutschen Königs, eben befreit von alten und drückenden Fesseln, in die Hände Friedrich's I.

Von hier an ward die Richtung auf ein neues Ziel erst wirklich ausführbar. Jetzt trafen der Mann und die Zeit zusammen, um das Kaiserthum noch einmal aus der Versunkenheit zu heben, in der es die Kirche schon weit über sich gesehen hatte.

Das nun aber wird aus dem Vorstehenden ebenfalls genugsam erhellen, daß jener Gedanke eines deutschen Papstthums zu Trier, wie man ihn Friedrich schon 1158 zuschreiben will, durchaus unwahrscheinlich erscheinen muß. Ganz abgesehen von der Mangelhaftigkeit des urkundlichen Beweises müssen wir diese Idee als eine solche betrachten, die Friedrich nach Erfahrungen, die kaum 10 Jahre zurücklagen, mit entschiedenem Mißtrauen betrachten mußte. Sollte

er selbst durch einen solchen Schritt, wenn er auch zunächst gegen Rom berechnet war, die Trierer Politik neu beleben, wie sie Albero ausgebildet, das große Spiel der Intrigue zwischen deutschen und französischen Bestrebungen? Eine Concentration des deutschen Episkopats an einer Stelle, die den Capetingern so nahe lag? die nicht im Mittelpunkt, sondern an der Grenze Deutschlands gelegen, gleichsam von Natur auf auswärtige Verbindungen gewiesen, oder, wenn dem Kaiserthum hold und gewärtig, den Angriffen des päpstlichen Königthums von Paris unmittelbar ausgesetzt war?

Und dann, war der Mann, für den Otto's Werk ein Gegenstand entschiedener Vorliebe blieb, wirklich im Stande, alle jene gefährlichen Seiten des neuen Plans über den einzigen Wunsch zu vergessen, die Würde des römischen Stuhls auf immer in Deutschland zu vernichten?

Weisen wir diesen Gedanken als unwahrscheinlich und unstatthaft zurück und suchen wir für die wirklichen Grundtriebe seiner Politik in der Betrachtung Deutschlands einen festen Haltpunkt zu gewinnen.

Man hat die Staufische Politik nur zu oft einer von Anfang an verkehrten Richtung beschuldigt. Die Politik der Hohenstaufischen Kaiser, sagt Eichhorn, „hatte einen anderen Gegenstand als den, eine neue Grundlage der Staatsverfassung zu erschaffen. Friedrich's I unabläßiges Bestreben war darauf gerichtet, seinem Hause in Italien das Uebergewicht zu verschaffen, und dadurch der deutschen Herrschaft über dieses Nebenland Festigkeit und der Kaiserwürde den alten Glanz zu verschaffen". Im Ganzen wird die Ansicht der neueren Zeit mit der des Restaurators der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte übereinstimmen. Daß darin die nächsten Zeiten Friedrich's richtig bezeichnet sind, das wird Niemand bestreiten, aber darüber wird man einen Zweifel gestatten müssen, ob für „die neue Grundlage der Staatsverfassung" ihm überhaupt vor jenen Unternehmungen Mittel und Wege offen standen.

Die trostlose Parallele zwischen der Verfassung Deutschlands und der seiner großen Nachbarvölker, zu der jedes Jahrhundert nach

Friedrich's II Sturz schmerzlicher aufforderte, hat unserer Beurtheilung jener früheren Zeiten unzweifelhaft einen Ton von Bitterkeit gegeben, der den Schein, aber nicht das wirkliche Gewicht strenger Gerechtigkeit hat.

Waren die Prämissen der Staufischen Politik nicht von denen der Capetingischen, der Normännischen in England vollständig verschieden? Waren die Principien unseres Kaiserthums überhaupt, war die Stellung des Staufischen insbesondere nicht eben durchaus singulär? Und waren sie dann eben nicht vielleicht der Art, daß sie von vornherein Friedrich I und seinen Nachfolgern die Wege ihrer königlichen Zeitgenossen nicht gestatteten und sie mit schicksalsschwerer Wucht auf den einzigen drängten, den sie einschlugen?

Betrachten wir solchen Fragen gegenüber die Zustände des damaligen Reichs.

Die große Masse der unteren Stände drängt sich zunächst in den Vordergrund. Ihre Bewegung war für Ludwig VI der Haupthebel seiner neuen und glücklichen Politik, Heinrich I hat sie ebenso mit Vorliebe und Erfolg gegen seinen Adel benutzt. Und hier sofort tritt der Unterschied der englischen und französischen Verhältnisse von den deutschen zu Tage.

Wir kennen freilich alle den Druck, der auch bei uns auf diesen Ständen lastete. Die Klagen namentlich kirchlicher Urkunden und Annalen sind laut und zahlreich. Dennoch, diesen Aeußerungen allen gegenüber müssen wir behaupten, daß die Ordnung und Sicherheit dieser Zustände, bei keinem der anderen christlichen Völker damals ihres gleichen hatte.

In Dänemark, das voll freier Bauern keinen Adel kannte, arbeitete sich das Volk in unendlicher Blutarbeit jetzt erst aus der Noth slavischer Piratenkriege heraus. Der englische Bauer war noch immer unter dem normännischen Eroberer ein geborner Knecht, wenn auch nicht dem Namen nach. Die gepriesenen Institute der Landesverfassung waren, soweit sie damals bestanden, zunächst immer nur auf die straffe Centralisation aller militärischen und finanziellen Kräfte berechnet. Sie lasteten mit den Steuern und gezwungenen Kriegsdiensten auf den unteren Massen, ohne doch die Willkühr des Adels wirklich zu zügeln. Der normännische Scheriff als abhängiger

Beamter einer starken Centralregierung doch um nichts weniger bestechlich, habgierig und gewaltthätig als der deutsche Vogt. Diese Centralregierung beutete die Forsten und Häfen als ihre unangreifbaren Domänen aus, hielt Ausfuhr und Einfuhr unter ihrer eifersüchtigen Controle und verwaltete die Städte als ihre Pachtungen, nachdem die Eroberung Wilhelms deren Blüthe und Wohlstand furchtbar darnieder gebrochen.

Die französischen Zustände des 11. und 12. Jahrhunderts sind bekannt genug. Wenn in England der Druck eines herrschenden Heeres und seines Königs auf den unteren Ständen lastete, so waren sie in Frankreich durch die Schwäche der königlichen Gewalt ohne jeden Halt. Ehrliche und verständige Zeitgenossen scheuten sich nicht, es als eine unerhörte Frechheit zu bezeichnen, daß das Volk für seine Abgaben bestimmte Sätze und geordnete Termine verlangte. Was in Deutschland jedes Hofrecht, auch das schlechteste als Princip anerkannte, mußte hier erst durch eine neue Verbindung des Königthums und der Massen den geistlichen Grundherren abgenöthigt werden. In diesem Sinne bezeichnete man in den westlichen Gränzländern Deutschlands, im Bisthum Lüttich, eine geordnete und schonende Verwaltung als „Deutsche Sitte“.

Die deutschen unteren Classen waren ihrer überwiegenden Mehrheit nach damals unter solchen Hofrechten vereint. Der deutsche Bauer hatte sich entschieden von dem Kriegsdienst zurückgezogen, während der englische durch königlichen Befehl und der französische durch die Noth der Zeiten unter den Waffen erhalten wurde. Seit dem Ende des großen Sachsenkriegs unter Heinrich IV ist man berechtigt, im Großen und Ganzen diesen Unterschied aufzustellen. „Bei Sonnenlicht aus- und einzuziehen“ oder „nur für die Landwehr auszurücken“, diese Privilegien, die in späteren Weisthümern so oft begegnen, strichen aus den Königsheeren des Reichs den Bogenschützen der englischen und die Communenaufgebote der französischen Heere. Dafür wandte sich unser Bauer ganz und ungetheilt seiner Wirthschaft zu.

Diese Neigung zu den rein wirthschaftlichen Interessen, dieses Zurückziehen aus dem großen Zusammenhang des Staats wurde offenbar eben gefördert durch den Schutz und die Sicherheit, die die

Hofrechte in Deutschland dem Hörigen aller Classen boten. Diese engen Kreise eines gesonderten Rechts erdrückten weder den Unternehmungsgeist, wie das gerade um die Mitte des 12. Jahrhunderts immer deutlicher wurde, noch stachelten sie ihn durch zu großen Drück zu unruhigen und revolutionären Bewegungen an. Ich weiß freilich, daß ich mit dieser Ansicht manchen historischen wie politischen Anschauungen entgegentrete, aber das Bild der deutschen Verhältnisse gerade damals, scharf zu sondern von dem folgender Jahrhunderte, scheint mir doch diesen Eindruck wirklich und vollständig zu machen.

Die Klagen über die Vögte, ihre Chikane und Erpressungen, gehen neben den anderen über die Dreistigkeit und die Keckheit der Vogteileute wie der Hörigen her. An Neubildungen zur besseren Ordnung der Steuern, zur größeren Selbstständigkeit der einzelnen Dörfer fehlt es nicht, und während wir noch immer von einzelnen Fehden bäuerlicher „Geschlechter" hören, wird der alte gemeine Wald von den Gemeinden getheilt, die Cultur dringt in ihn ein und der Forst, in England berüchtigt als die Zuflucht der Geächteten und ihrer Banden, wird hier kaum gegen den Pflug hofrechtlicher Kolonisten behauptet. Wir stehen an dem Anfang jener großen Bewegung, die den ganzen Osten Europas mit deutschen Kolonisten überfluthete. Deutsche Fürsten haben zuerst das Werk angegriffen, die Verfassung der neuen Gemeinden hat wesentlich immer dieselben Züge, die sich daheim bis dahin ausgebildet hatten. Nicht der Druck der heimischen Verhältnisse, sondern der „Mangel an Ackerland" wird als Grund der Auswanderung bezeichnet. Wie man am Rhein und Main in die Waldung, so rückt man nun in die großen Wald- und Sumpfgebiete jenseits der Elbe vor.

Fragt man nun nach den Gründen dieser erfreulichen Erscheinung, so wird man vor allem die feste Stellung der Kirche innerhalb der deutschen Verfassung hervorheben müssen. Daß sie bei uns eine wirkliche Reichsgewalt war, wie es in den Verhandlungen vor 1122 hervorgehoben ward, das gab offenbar der Verwaltung ihrer Einkünfte und Rechte ein ganz anderes und sichereres Tempo, als sie sonst überall gewann.

Der durch das canonische Recht gebotene Verzicht auf das Blutgericht stellte allerdings auch hier den Vogt als Richter neben Bischof

und Abt, aber dieser hatte dann doch in den Geschäften des Reichs und am kaiserlichen Hof eine Stellung, die die beiden höchsten hofrechtlichen Gewalten, die geistliche und die weltliche in einem heilsamen Gleichgewicht hielt. Was Karl der Große gewollt, die gegenseitige Controlle von Graf und Bischof war hier, freilich nach Vernichtung seiner Verfassung, das eigentliche Lebenselement kleinerer Kreise geworden. In diesem Sinne mag man sagen, daß die Cultur dieser Kreise sich doch auf die Centralgewalt gründete, nur war deren Einfluß kein unmittelbarer, der ihre Prinzipien und Ansprüche direkt zur Geltung brachte. Der Gang unserer Verfassung hatte der höchsten Gewalt nur die Vertretung nach außen und die letzten Entscheidungen gelassen, dagegen in die Hände des Episkopats den allmäligen und täglichen Einfluß gelegt, den eine gesunde Administration auf die wirthschaftlichen Interessen der Nation äußert. Es ist das freilich weder ein parlamentarisches, noch ein absolutistisches System, aber wenn es auch in unsere heutigen Kategorien von keinem einzigen Gesichtspunkt aus hineinpaßt, so liegt doch darin eine so merkwürdige Vertheilung politischer Kräfte, und das Resultat für die materiellen Interessen ist zunächst so bedeutend, daß die historische Betrachtung Bedenken tragen muß, diesen Formen gerade den Unsegen der ganzen spätern Entwicklung zuzuschreiben.

Es kann nach den neuesten Untersuchungen kein Zweifel sein, daß zu Friedrich's Zeit wenigstens die überwiegende Anzahl aller deutschen Städte ebenfalls unter Hofrecht standen. Zölle und Marktrecht waren nicht in den Händen der Könige und der wunderbare Aufschwung des deutschen Handels, der sich erst vorbereitete, hatte von einer Staatshandelspolitik, wie das normännische Königthum sie mit roher Klugheit handhabte, Nichts zu erwarten und Nichts zu befürchten.

Trotz der ebengezeichneten Verhältnisse hatte die Nation eine außerordentliche Menge kriegerischer Kräfte, man kann kaum sagen, zu ihrer Disposition. Wir haben schon oben diesen wunden Fleck des Reichs bezeichnet: die massenhaften Belehnungen des großen Bürgerkriegs hatten einen Kriegerstand geschaffen, mehr als groß genug, die Interessen des Reichs auf allen Schlachtfeldern zu vertreten, nur daß eben jene Verlehnungen die Einkünfte vieler Lehensherren fast vollständig absorbirt und es unmöglich gemacht hatten, die Geschäfte des

Reichs innen und außen überall da in Gang zu erhalten, wo man nicht bloß Schwerter sondern auch Geld brauchte.

Die fürstlichen Hofhaltungen glänzten durch die Frequenz der täglichen Tafel, durch das Gedränge ritterlicher Gestalten, die in den Tagen Heinrich IV von den Parteien herangezogen und gefesselt, sich später nicht wieder verloren hatten. „Sie leisteten", heißt es in jenen Jahren von den Rittern, „den Bischöfen Huldigung, die Kirche zu vertheidigen, während sie durchweg schlimmer waren als die auswärtigen Feinde, weil sie die Kirchengüter unter sich vertheilen und selbst das, was von den Beneficien übrig zu sein scheint, während ihres Aufenthalts bei den Bischöfen im Luxus aufzehren wollen, so daß für die Unterhaltung der Kriegsleute fast nichts übrig bleiben kann". Das sind die Klagen eines strengen Kirchenmannes; aber auch für den einfachen Gesichtspunkt eines gewöhnlichen Beobachters boten diese Verhältnisse einen eigenthümlichen Anblick. Der an gesunden Kräften reiche Organismus des Reiches sah sich durch diese Ueberfülle der einen gedrückt und gelähmt. Merkwürdig genug wurde die innere Frische der unteren Classen dadurch nicht gebrochen, wohl aber litt der Fürstenstand sehr ernsthaft darunter.

Der hohe Clerus der deutschen Kirche war noch immer durch Bildung und gelehrte Kenntnisse ausgezeichnet. Die strengere Richtung der kirchlichen Reform hatte sich schon im vorigen Jahrhundert auch in Alemannien zunächst festgesetzt und war von da aus fortgeschritten, Norbert hatte in Sachsen gewirkt. Dessenungeachtet war die deutsche Kirche schon unter Konrad III von der französischen wissenschaftlich weit überflügelt. Es gab keine Anstalt, die sich mit einer der Schulen von Paris vergleichen ließ und keinen Schriftsteller wie Bernhard, Abälard, Hugo von St. Victor, der, ein geborner Deutscher, doch ganz in der französischen Bildung lebte. Die Energie der deutschen Kirchenfürsten reichte nicht über eine Reform kirchlicher Formen oder über das gewöhnliche Talent der Administration oder der politischen Intrigue hinaus; der Stillstand des Reichs und das laute Geräusch der ritterlichen Kreise erschlaffte und betäubte die meisten, während die Führer jener französischen Kirchenpolitik Deutschland für ihre Pläne gebrauchten. „Durch und durch unsauber", schrieb St. Hildegard an Friedrich I „sind die Sitten der Prälaten, die in Leichtsinn und Lie-

derlichkeit dahin leben", und in einem andern ihrer Briefe heißt es: „Die Unterthanen sind der Zucht der Gottesfurcht baar geworden und rasen in der Begierde, die Gipfel der Berge zu erklimmen und gegen die Prälaten mit Anschuldigungen vorzugehen.".

Nur übersehe man dabei nicht, daß auch die weltlichen Fürsten sich keineswegs dem Einfluße dieser ritterlichen Kreise entziehen konnten. Der bekannte Bericht über die Wahl Lothar's zeigt ihre Macht und ihr tumultuarisches Eingreifen in die wichtigsten Verhandlungen.

Lappenberg hat bei seiner Beurtheilung des normännischen Heinrich's I die Entwicklung des deutschen hohen Adels mit der des englischen verglichen und die Resultate, die jener König gewann, mit den Maßen unserer Geschichte gemessen. Gewiß war seine politische Arbeit keine kleine und nicht ohne Grund staunte ihn sein ebenbürtiger Zeitgenosse Suger von St. Denis als ein Muster staatsmännischer Weisheit an. Wir aber dürfen doch nicht übersehen, daß das Recht der Eroberung dem englischen König freiere Hand und dem englischen Adel weniger Sicherheit gab, als dieß für diese beiden Factoren nach beiden Seiten hin bei uns der Fall war. Bei der Vertheilung der Beute hatte Wilhelm der Eroberer mit feiner Berechnung die Lehen auch der größten Barone in eine Unzahl kleiner, zerstreuter Besitzungen vertheilt und so überall den König als Mittelpunkt der Verwaltung erhalten.

Der deutsche Fürstenadel stammte nicht von einer fremden Kriegsmannschaft her, er konnte überall sein Handgemal auf deutscher Erde nachweisen. Ja die ganze eigenthümliche Cultur der Nation beruhte auf dem Einfluß, den ihm das Königthum auf kleinere oder größere abhängige Kreise an seiner Statt zugestanden hatte. Ohne diese kleinen Kreise fürstlicher oder bischöflicher Verwaltung ist die frühe und glückliche Energie unseres Ackerbaues und die eben so merkwürdige Entfaltung unseres Handels gar nicht zu denken, gerade sie aber gaben auch dem Fürstenadel und seinem Anhang eine Festigkeit und Widerstandskraft, wie sie kein Nachfolger Wilhelm's des Eroberers zu bestehen hatte.

Am ähnlichsten noch war das deutsche Herzogthum den großen Namen und Gewalten jenes normännischen Adels, ein Inbegriff amtlicher Befugniß, damals schon fast ohne jede unmittelbare Grundlage

einer wirklich abhängigen Bevölkerung, glänzend durch die Erinnerung an die alte Verfassung und einflußreich an der Spitze der einzelnen Stammesaristokratien. Mehr ein Begriff als ein wirklich organisches Glied der Verfassung, mehr eine Machtanweisung als Macht an sich, wird es ausgebeutet als Kampfpreis für die siegreiche Partei, und geht in dem Wechsel der inneren Verhältnisse von Haus zu Haus, von Hand zu Hand.

Und doch concentrirt es noch immer von Neuem die Interessen der verschiedensten Kreise in dem alten Gefühl der Stammesehre und der Stammesverfassung. Welche englische Gewalt konnte damals gegen den König an solche Vorstellungen appelliren?

So war die Nation, an deren Spitze Friedrich als König trat. Das Königthum ward durch Wahl übertragen. Seine Pfalzen lagen nicht wie die der Kapetinger eng und ärmlich bei einander, es wanderte seit Jahrhunderten von der Elbe bis an die Maas. Aber diese barbarische Gewalt trug den Namen des römischen Kaisers und es gab keine Monarchie, der die Kirche so viel verdankte, wie dieser, die mit der Kirche, d. h. der Cultur, so eng und so segensreich verbunden gewesen.

Man kann sich das Bild dieser Herrschaft nur vollständig vergegenwärtigen, wenn man es den normännischen vergleicht, diesen Lehnstaaten neuen Stils, straff, durch und durch militärisch und ganz in Eisen, oder der französischen, die so eben von der Kirche, die vom Reich erhöht war, groß gezogen und erhoben wurde. Neue Systeme, neue Verbindungen auf allen Seiten: bei uns die alten Formen ohne die alten Verbindungen, eine immer noch stätige, gleichmäßige Culturentwicklung, ein Reichthum an Kräften der Bildung und der Macht, der in seiner Ueberfülle zu verkommen droht.

Heinrich V hatte, als er durch das Wormser Concordat das Kaiserthum in seiner Verfügung über die Lehen der Geistlichkeit beschränkt sah, den Plan gefaßt, „auf Rath seines Schwiegervaters des Königs von England vom ganzen Reich eine Steuer zu erheben“. Diese normännischen Pläne hatten, wie Otto jenen Worten hinzufügt, unter den Fürsten große Mißstimmung erregt. Mitten in der Betreibung der Angelegenheit war Heinrich gestorben. Lothar hatte vergeblich eine Herstellung der alten Investitur gefordert: die Kirche

hatte sie ihm verweigert. Schon unter ihm und Konrad war der Versuch gemacht, bei einzelnen Hochstiftern und Abteien durch Einziehung der zu zahlreich verliehenen Güter und Einkünfte die freie Bewegung ihrer Verwaltung herzustellen. „Der König Konrad", sagt Friedrich I 1153, „erklärte damals dem erwählten Kölner Erzbischof Arnold kraft königlicher Autorität, daß alle Güter, welche dem Episcopat entfremdet waren, unter des Königs Frieden ständen. Aus diesen Gütern erwächst freilich dem Bischof kein Gewinn, sondern es sind allen vom Kölner Erzbischof belehnten Baronen und Ministerialen, auch kirchlichen Personen, Erzbiaconen, Aebten und Pröbsten auf den Gerichts- und Hoftagen des Erzbischofs, sowie auf den Hoftagen und Heerfahrten der Könige und Kaiser die den einzelnen festgesetzten Lieferungen mit dem Erzbischof zu leisten". Aber Friedrich mußte eben die Erklärung wiederholen, da sie ohne Erfolg geblieben.

Man sieht, daß die Uebertragung fremder Maaßregeln ebenso große Schwierigkeit hatte, wie die Durchführung solcher, die durch die Noth der Verhältnisse unmittelbar geboten schienen.

Zu einer revolutionären Politik mit Hülfe einer unterdrückten, rechtlosen Bevölkerung fehlte eben diese; einer normännischen Steuerverfassung, dem Ideal Sugers von St. Denis und auch Heinrichs V trat das deutsche Fürstenthum mit ganz anderem Nachdruck als die englischen Barone entgegen. Eichhorn hat in der oben angeführten Stelle die Ritterschaft als die natürlichen Verbündeten der Staufen genannt, aber jede ehrliche Politik mußte damals auf die Beschränkung gerade dieses Standes hinarbeiten.

Die viel getadelte italienische Politik eröffnete dagegen Friedrich nach den verschiedensten Seiten hin bedeutende und vielversprechende Aussichten.

Hier war der Kampf der städtischen Gemeinden gegen die Bischöfe schon in ein Stadium eingetreten, das weit über dem hinauslag, in dem das französische Königthum die Rolle der Vermittelung zwischen dem Herrn und dem Unterthanen übernommen hatte. Die Städte hatten sich der Regalien vollständig bemächtigt. Während die Kirche gegen Lothar und Konrad die gewonnene Begränzung der Investitur siegreich behauptet hatte, waren ihr im Süden der Alpen, eben in Folge der Schwächung des Königthums, die Gegenstände

ihrer Eifersucht selbst abhanden gekommen. Friedrich hatte allerdings auch in Deutschland sich nicht gescheut, in dieser Angelegenheit energischer als seine Vorgänger aufzutreten, aber in Italien lag dieselbe doch noch viel günstiger für ihn. Hier hatte die Gewalt einer kaiserlosen Zeit die Bischöfe vollständig aus dem Besitz verdrängt und die jetzigen Besitzer des Streitobjects standen in einer ganz anderen Position als die Verfechter des Wormser Concordats.

Vielleicht konnten sie gegen Friedrich's Ansprüche neue und ungekannte militärische Kräfte entfalten, aber ein Krieg in Italien, von bedeutender Ausdehnung und Dauer, namentlich dieser Krieg war nach unserer bisherigen Darstellung gerade das, was Friedrich wünschen mußte. Wir haben oben schon eine Stelle aus dem Bericht über seinen ersten Römerzug angeführt. Spricht daraus nicht deutlich die erwünschte Ueberzeugung, daß die deutschen milites, ja die servientes die ersten Soldaten der Welt seien? Hier konnte dieses unruhige, kriegerische, zur Last der Nation stagnirende Blut in Bewegung und Thätigkeit gebracht und für ein Ziel verwandt werden, das dem Kaiserthum sicherere und reichlichere Einkünfte als alle normännischen Steuermethoden versprach.

Ich glaube diese Gesichtspunkte zunächst in den Vordergrund stellen zu müssen. Dazu dann freilich trat die neuerwachte und in Italien ausgebildete Idee der kaiserlichen Gewalt im Sinne des römischen Rechts, kam der ganze furchtbare Aparat absolutistischer Vorstellungen, die damals aus den wissenschaftlichen Werkstätten der italienischen Juristen hervorgingen.

Die Erweckung und Ausbildung dieser Vorstellungen brachte ein neues Element in die politische Ideenwelt und drohte schon vor Frieferich den Gang der bisherigen Entwicklung zu verrücken. „Dies Gesetz“, sagt z. B. eine Glosse des Irnerius, „stimmt mit seiner Zeit, wo das Volk die Macht hatte, Gesetze zu geben, daher diese mit stillschweigender Uebereinstimmung Aller durch die Gewohnheit abgeschafft wurden. Aber weil heute die Gewalt auf den Kaiser übertragen ist, würde die entgegenstehende Gewohnheit des Volkes nichts ausmachen“. Solche geistigen Waffen hatten schon Heinrich V und Lothar in Händen gehabt, und es begreift sich vielleicht aus diesem Umstand leichter,

weßhalb die Kirche ihnen so energisch bei solchen Ideen ihre reale Macht matt zu halten suchte.

Nun ist es bekannt, daß schließlich die Unabhängigkeit der lombardischen Städte sich im Bunde mit der römischen Curie doch behauptete. Der „populus“, dem der große Jurist Heinrich's V die Macht Gesetze zu geben abgesprochen hatte, hielt diese Gewalt gegen Friedrich I als imperator aufrecht.

Aber nach einer anderen Seite hin waren die Resultate dieses Kampfes doch für Friedrich außerordentlich.

Der italienische Krieg war für das deutsche Heer zu Friedrich's Zeit die größte militärische Aufgabe. Alle älteren Dienstrechte und auch das ältere Lehnrecht enthalten für eine Unternehmung „über Berg“ besondere Bestimmungen. Der ganze Apparat kriegerischer Zurüstung, der Bestand an Streit- und Packpferden, an Schildträgern und Knechten, an Hufbeschlag und Rüstung, wie er in ihnen festgestellt wird, zeigt, daß der kriegerische Verstand es hier mit seinem schwierigsten Problem zu thun hatte. Mit dem Marsch über die Alpen begann die eigentliche Ausführung. Von hier ward der Dienstherr pflichtig dem Dienstmann, wenn auch nicht dem Vasallen, seine monatliche Verpflegung aus seiner Kammer zu leisten. Erhielt er diese nicht, so war der kölnische Ministerial berechtigt, sich an seines Herrn Bett mit gebogenem Knie vor zwei Hausgenossen zu verabschieden. Der Tekelenburger Dienstmann konnte am Fuß der Alpen unbehindert und auf Kosten seines Herrn umkehren, sobald er wollte.

So war es jedenfalls eine Elitetruppe, jene Masse schwerer Gepanzerter, die die Pässe des höchsten bekannten Gebirgs der damaligen Welt erstieg und sich oft mit gewaffneter Hand die schwierigen Ausgänge in die Poebene erstreiten mußte.

Auf den roncalischen Feldern war ihr Musterplatz. Hier ward des Königs Schild aufgerichtet und der Herold entbot die Ritter zur nächtlichen Musterung vor des Königs Gezelt. Am folgenden Tag hielten der König und die Fürsten ihren Hof, „und so“, sagt Otto von Freisingen in der oft angeführten Stelle, „werden alle Leheninhaber, welche ohne Einwilligung ihrer Herren zu Hause geblieben sind, der Lehen verlustig erklärt“. Nach dieser Untersuchung übersah man jedenfalls, wie viele mit der Heersteuer ihre Freiheit vom Dienst

erkauft hatten, und wie viele, unter den Waffen aufgeboten, jetzt zu versorgen und zu verwenden waren.

Diese Züge erinnern an jene Züge Karl's des Großen, wenn er, um Italien zu überziehen, eine Heeres- und Reichsversammlung nach Genf verlegt. Es ist eine kriegerische Rechtsgenossenschaft, die sich hier schließlich constituirt, durch eine glückliche Expedition, die schon vollendet, und die Aussicht auf große Aufgaben fest an einander geschlossen. Wie ganz anders ist jene italienische Lehnsmannschaft, die sich um sie sammelt. Sie ist daheim oder so gut wie daheim. Jene hat zu fordern, diese zu leisten. Diese städtischen capitanei und valvasores wenigstens sind bei der Leistung des fodrum und der parata mitbetheiligt. Gerade für die Verpflegung des Heeres, für seinen Marsch auf praktikabeln Straßen und Brücken sind diese Leistungen bestimmt, die den Königen vor allen übrigen Einkünften als „das, was zum königlichen Fiskus gehört“, geblieben. Diese Ritterschaften selbst sind keineswegs von rein kriegerischer Herkunft. „Jünglinge von niederer Herkunft oder irgendwelche verächtliche Handwerker, welche die übrigen Völker von ehrenvolleren und des Freien würdigen Beschäftigungen wie eine ansteckende Krankheit fernhalten, verschmähen sie nicht zum Heerschild anzunehmen“. In diesen Worten Otto's spricht sich das stolze Gefühl dieses Gegensatzes auf deutscher Seite aus.

Es gab damals in der ganzen Christenheit kein anderes Heer, das in ritterlichen Waffen so disparate Elemente mit einander vereinigte, als das, an dessen Spitze Friedrich bei jedem italienischen Feldzug trat. Offenbar hat die glückliche Energie, mit der er den Gang der Verpflegung, die Ordnung des Marsches und des Lagers, die Polizei des täglichen Verkehrs aufrecht erhielt, die Bewunderung der Zeitgenossen erregt. Aber eben für die militärische Stellung an der Spitze dieser Massen war vor allem der neue Begriff des kaiserlichen Rechts von besonderer Wichtigkeit.

Wir denken nur zu leicht uns alle Begriffe nicht allein des späteren Lehenrechts, sondern auch des späteren Ritterthums schon damals vollständig entwickelt. Selbst unter den Normannen Englands war das keineswegs der Fall. Noch Johannes von Salisbury, Friedrich's gelehrter und strengkirchlicher Zeitgenosse, sucht die Verpflichtung des Ritters zum Gehorsam gegen die Kirche aus dem Rit-

tereid herzuleiten, indem er diesen auf die römische Kaiserzeit zurückführt. Man ersieht aus seiner Deduction, daß der Rittereid damals weder immer geleistet wurde, noch auch schon ausdrücklich jene Verpflichtung enthielt. So wurde auch erst am Ende des 12. Jahrhunderts in Italien der Vasalleneid mit Exception der Pflichten gegen Kaiser und Reich gebräuchlich.

Trotz der Gesetze Konrad's und Lothar's hatte also Friedrich auf diesem Felde für Italien große Aufgaben zu lösen und auch die deutsche Ritterschaft erhielt durch die Energie dieses kriegerischen Lehensherrn offenbar eine neue und lebendigere Form. Allerdings ist die Entwicklung des Lehenrechts bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, wie sie die lombardischen Rechtsbücher nach den neueren Untersuchungen zeigen, in den meisten Punkten zunächst nur auf Italien zu beziehen. Jedoch sind ja auf den italischen Reichstagen auch für die deutschen Lehen ausdrücklich neue Bestimmungen aufgestellt worden und die allgemeinen günstigen Resultate von Friedrich's Regierung liegen am Ende derselben in dem Zustand der deutschen Lehensverhältnisse deutlich zu Tage.

War zur Zeit seiner Wahl die Zahl der Lehen so groß, daß die Hofhaltung und die Kriegführung des Reichs dadurch beengt und gehindert war, so sehen wir am Ende seiner Regierung die Energie der Verwaltung und der großen Geschäftsführung vollständig hergestellt und dessenungeachtet weder die Masse des ritterlichen Kriegerstandes verringert noch die Lebenskraft der unteren Stände irgendwie geschwächt. Das Lehenrecht, wie es dann in den folgenden Jahrzehnten in den deutschen Rechtbüchern verzeichnet wurde, zeigt, wie Hormeyer sagt, die Frische und Lebendigkeit eines blühenden Jünglings. Die kriegerische Kraft der Nation bewegt sich in den Formen eines klaren und lebendigen Rechts nach den großen Gesetzen von Huld und Treue.

Das normännische Königthum, das durch die „misericordia regis“ überall mit der Willkür eines Paschas eingreifen und reguliren mochte, hielt auch die kriegerische Kraft der Nation zur beständigen, gezwungenen Verfügung: das deutsche, gerade in den gewaltigen Händen Friedrich's I und Heinrich's VI, war nur der Regulator eines gesunden und selbstständigen Lebens, das ihm seine Kräfte zur Ver-

fügung stellte. Ich verkenne die Schwäche der Analogie nicht, wenn ich jenes System einer Finanzverwaltung mit nur directen Steuern und dieses einer solchen vergleiche, die durch indirecte Steuern und Anleihen den Strom des Capitals mehr zu bestimmen als zu beherrschen sucht. Der Unterschied ist und war eben der, daß wir dort die Centralgewalt als den Herren, und hier nur als den großen Mittelpunkt eines lebendigen Organismus erkennen.

Ich habe bis jetzt Friedrich's Verhältniß zum römischen Stuhl in seiner schroffern Ausbildung unerwähnt gelassen. Und in der That kann man, ja muß man diese Seite seiner Politik möglichst scharf von den übrigen trennen. Es verhält sich damit so.

Unzweifelhaft trat Friedrich sehr früh und sehr entschieden der kirchlichen Reformpartei entgegen. Gerade an der sächsischen Grenze, wo sich die Ideen Norberts und seiner Schüler besonders wirksam beweisen, hat er durch die Ernennung Wichmanns für Magdeburg, durch die Beschränkung Bremens auf dem Gebiete der neuen Mission entschieden gezeigt, daß jene Richtung nicht auf ihn zählen dürfe. Dagegen freilich hat er eben so entschieden den Papst gegen Arnold von Brescia geschützt. Und im Ganzen zeigte die Ergebenheit der deutschen Bischöfe in den ersten Jahren seiner Regierung und der Erfolg, mit dem er ihre Leistungen beanspruchte, daß es ihm gelungen war, den richtigen Weg zu treffen, auf dem er zugleich das Reich und die fürstlichen Verwaltungen aus der beide bisher drückenden Lethargie herausreißen konnte.

Diese Politik wurde aber offenbar nicht nur in Deutschland durch eine allgemeine Bewegung des hohen Clerus begünstigt. Nicht allein, daß das Mißlingen des zweiten Kreuzzugs die extreme Richtung, wie sie Bernhard vertreten, herabstimmte, wir bemerken gleichzeitig eine Reihe von kirchlichen Capacitäten, die sich auch positiv dadurch von jener Richtung absondern, daß sie mit Energie und außerordentlichem Erfolg als Staatsbeamte sich in die weltlichen Geschäfte werfen: so Absalon von Roeskilde, zugleich, wie Saxo sagt, Kapitän und Bischof, so Thomas Beket in der früheren Zeit seiner Thätigkeit, Heinrich's II vertrautester Beamter, so in Deutschland vor allen Rainald von Köln. In diesen Männern ist der Trieb der Contemplation ganz verdeckt durch eine glänzende politische Thätigkeit, zunächst nur

für die Interessen der Staatsgewalt. Dänemark, England, Deutschland haben ihnen Außerordentliches zu verdanken und Waldemar I wie Friedrich I, indem sie sich solcher Kräfte bedienten, erkannten offenbar mit Genugthuung, daß die Kirche noch das Interesse für den Staat trotz Clairvaux, seiner Bernhard's und Eskils nicht verloren habe.

Friedrich selbst war, wie wir oben sahen, keineswegs ohne Sinn und Interesse für die Kirche, und selbst für jene ernsten und gewaltigen Anschauungen, als deren Repräsentanten wir für ihn Otto von Freisingen betrachteten. Er ist dann auch später wieder nach Jahren furchtbarer Spaltungen aufrichtig und vollkommen loyal zu dem römischen Stuhl in ein offenes Verhältniß der Anerkennung getreten. In diesem Anfang und Ende sehen wir in ihm eben nur eine energische und glücklich begabte Natur, besonnen und kühn in einer Politik, wie die Gunst der öffentlichen Stimmung, das Bedürfniß des Reichs und die eigenen Fähigkeiten sie vorschrieben. Dazwischen freilich liegt eine Periode gewaltiger Anstrengungen für ein extremes Ziel, ein Prinzipienkampf, wie man ihn seit den Tagen der beiden Heinriche nicht erlebt hatte.

Wir berühren hier diejenige Partie dieser Geschichte, die durch die Untersuchungen Fickers und Abels in ein zum Theil neues Licht gestellt worden ist, die Politik einer Reihe von Staatsmännern, die alle den erzbischöflichen Stuhl von Köln bekleideten. Rainald von Dassel kann ihr Begründer genannt werden, obschon sie später eine ganz andere Wendung nahm; er war es, der Friedrich so tief in den Conflict mit dem päpstlichen Stuhl hineinzog, daß dem Kaiser nur nach einer Reihe von großen Niederlagen der Rückzug denkbar und möglich wurde. Fickers vortreffliche Monographie über Rainald hat vollkommen deutlich gemacht, daß er gerade in den entscheidensten Punkten der Verhandlungen die Politik des Kaisers im Voraus auf eigene Hand bestimmte und daß Friedrich dann nur der Bahn folgte, die sein Kanzler ihm vorgeschrieben. Daß aber auch der unscheinbare Anfang der ernsteren Spannung auf dem Reichstag zu Besançon von eben demselben absichtlich veranlaßt ward, dieser Vermuthung wird man mit Recht ebenfalls beistimmen müssen, nachdem jene Thatsachen unzweifelhaft feststehen.

Allerdings ist Friedrich kein Charakter, dem man in einem solchen Kampfe um seine eigensten und höchsten Interessen nur eine secundäre Rolle zuschreiben könnte, aber dennoch verschiebt sich nach jener Darstellung das Bild des Kampfes, wie man ihn sonst aufzufassen pflegte, sehr wesentlich. Friedrich beginnt ihn in der Richtung auf ein erreichbares und durchaus wünschenswerthes Ziel: alle Kräfte greifen zunächst mit unerwarteter Energie und Sicherheit ein, plötzlich in der Mitte der Erfolge wirft man den Gegner in eine gefährliche und prononcirte Stellung, und jetzt nimmt der Streit eine höhere und gewagte Wendung, die Lombarden und das Papstthum sollen in eine Unterthänigkeit hinabgedrängt werden, wie sie allerdings unerhört war, das absolute Imperium der römischen Cäsaren gibt die rechtliche Grundlage, die fremden Reiche und die einheimischen Fürsten werden durch gewandte Verhandlung und durch offene Gewalt in die Unterstützung eines solchen Plans hineingezogen — eine Reunions-Politik ohne Gleichen!

Gerade an dem Punkte, wo plötzlich dem päpstlichen Hof der Fehdehandschuh hingeworfen wird, erscheint Rainald: der geschickteste Diplomat des kaiserlichen Hofes versetzt durch eine „ungeschickte Erklärung“ die Fürsten und den Kaiser in die gewaltigste Aufregung gegen die päpstlichen Gesandten. Er ist es, der dann später das Schisma aufrecht erhält und durch seine Vorschläge die Papstwahl unwiderruflich unter den Einfluß der kaiserlichen Gewalt zu bringen sucht. Die Verwaltung der unterworfenen Lombardei, die Verhandlungen mit England und Frankreich, die Bearbeitung, ja wir müssen sagen, die Vergewaltigung der deutschen Fürsten, Alles wird durch ihn geleitet und mit jener Verwegenheit gefördert, die leidenschaftlich den absoluten Erfolg zudrängt.

In dieser Zeit seiner Geschäftsführung steigt Köln und seine Ritterschaft zu einer bisher unbekannten Höhe. Schon Rainald bereitet damals geheim den Sturz Heinrich des Löwen vor, der dem Stuhl von Köln dann so reichen Gewinn zuführen sollte, er selbst hat als kostbare Beute die Gebeine der heiligen drei Könige in seinen Dom gebracht, er hat als Metropolit Karl den Großen heilig gesprochen, und seine Ritterschaft hat für ihre italienischen Siege von Friedrich reiche Vergabungen an das Erzstift gewonnen, das englisch-deutsche

Bündniß, von ihm eingeleitet, ist später der Lieblingsgedanke der kölnischen Politik geblieben, der natürliche Ausdruck der natürlichen Beziehungen der Metropole des deutsch-englischen Verkehrs.

So einfach diese Thatsachen erklären, daß der Erzbischof von Köln sich den Plänen Friedrich's hingab, man würde mit diesem Ausdruck doch zu wenig sagen: er steht eben an der Spitze aller Angelegenheiten fast selbstständig neben dem Kaiser, dieser Kampf gegen die Kirche ist ohne diesen kirchlichen Mitkämpfer des Kaiserthums gar nicht zu denken.

Wenn wir den Gedanken eines deutschen Papstthums zu Trier als Ausgangspunkt der Staufischen Politik nicht gelten lassen konnten, so tritt auch für die übrigen extremen Pläne einer antirömischen Politik, die unzweifelhaft hervortreten und gegen die kein kritisches Bedenken aufkömmt, Rainald's Einfluß als so maaßgebend und bedeutend auf, daß man sie unmöglich als den einfachen Ausdruck Staufischer Herrschaft betrachten kann. Friedrich hat zehn Jahre nach Rainald's Tod im Frieden von Venedig auf diese Politik verzichtet, ohne auf sie wieder zurückzukommen. Dieser Vertrag und der Frieden von Constanz strich diejenigen Gedanken aus seinem System, die wir zum Theil wenigstens aus Rainald's Einfluß herleiten müssen. Indem er die unmittelbare Einwirkung auf den päpstlichen Stuhl fallen ließ und die Selbstständigkeit der lombardischen Städte anerkannte, gewann er durch diese letzte Concession in den Städten selbst der päpstlichen Politik rasch den Vorrang ab, erschloß dem Reich doch bedeutende und sichere Einnahmsquellen und eröffnete gleichzeitig seinem Hause die Aussicht auf den Thron Siciliens. An die Stelle eines kaiserlichen Primats über die Kirche, wie es Rainald gewollt, trat ein System großer politischer Positionen, durch welche sich der römische Stuhl seiner alten Verbündeten beraubt sah.

Die letzten Jahre der Regierung Friedrich's und die seines Sohnes Heinrich VI bieten das Bild einer Machtentwicklung ohne Gleichen. Es ist hier nicht nöthig, näher darauf einzugehen, der Grundzug desselben ist in den vorigen Sätzen schon hervorgehoben. Die große Veränderung der Verhältnisse zeigt sich vor Allem in der Behandlung des orientalischen Kriegs. Zu Konrad III Zeit war man außer Stand, in Italien mit Nachdruck aufzutreten und ließ sich wi-

derwillig von Bernhard ein Unternehmen dictiren, das alle mattgelegten Kräfte plötzlich für die Kirche in Bewegung brachte. Der Zug zur Wiedereroberung Edessa's ward in der nächsten Nähe der Staufen als ein ungeheurer Erfolg der Kirche betrachtet. Bei dem Fall von Jerusalem stand, wie Abel das nachgewiesen, Friedrich im Begriff, einen neuen Angriff des päpstlichen Stuhls zurückzuweisen, der überall bedrängt zu den verzweifeltsten Mitteln griff. Sofort ergreift der Kaiser nach reiflicher Ueberlegung den Plan, selbst die Wiedereroberung der heiligen Stadt auszuführen. Während sein Sohn die Erledigung des Thrones von Sicilien erwartet, wird er selbst Syrien dem deutschen Einfluß öffnen und die päpstliche Politik, die ihn am Rhein anzugreifen gedachte, dort noch einmal überflügeln. So nahm nach seinem Tod der König von Sicilien als römischer Kaiser den Plan wieder auf.

Für die Geschichte Friedrich's II sind diese früheren Verhältnisse seines Hauses schon deshalb von Wichtigkeit, weil, wie ich schon oben erwähnt, man auch neuester Zeit in ihnen die Anfänge jener Politik gefunden, als deren größter Vertreter er dann selbst bezeichnet wird. Die Zeitgenossen erkannten schon in der Geschichte dieses Hauses eine seltene Continuität der politischen Richtung, sie brachten sie weiter zurück mit der salischen Politik in die engste Verbindung und immer entschiedener wurde die gewaltige Reihe dieser Staatsmänner und Kaiser als eine Strafe Gottes für die Vergehen seiner Christenheit, als die erklärten Feinde der Kirche, ja des christlichen Glaubens betrachtet. In der That ein merkwürdiger Umschwung der Gedanken, wenn man damit die Art und Weise vergleicht, in der Otto von Freisingen und seine Zeitgenossen dieses Haus betrachtet, und übersehen wir nicht, daß seine Chronik noch immer Abschreiber, Leser und Fortsetzer fand. Der bedeutendste, Otto von St. Blasien, schließt mit der Kaiserkrönung Otto's IV. Wir wissen nicht, ob das mit Absicht geschah, aber der Sieg des Papstthums über das Kaiserthum, jener Grundgedanke des Hauptwerkes trat in jener Handlung gewiß in ein neues und schlagendes Licht.

Als Friedrich II nach Deutschland kam, von Innocenz III erzogen und für die neue und unerwartete Stellung in Deutschland bestimmt, war er seinen Verhältnissen nach ein echtes Seitenstück seines Ahns Konrad III, ein Candidat, den die Kirche einem Welfen entgegenstellte. Es fragt sich daher zuerst, wie die Kirche damals unter der Leitung ihres damaligen Hauptes den Weltverhältnissen gegenüber gestellt war.

Innocenz hatte freilich keinen Bernhard zur Seite, aber er war in gewissem Sinne mehr als dieser und saß selbst auf dem Stuhle zu Rom. Die Forderungen, die Bernhard an die römische Curie gestellt, den weltlichen Gewalten die weltlichen Dinge zu lassen und durch diese Begrenzung sich selbst eine größere Weihe zu geben, diese letzten und größten Gedanken des großen Mannes waren spurlos verhallt. Der Geschäftskreis des obersten Priesters hatte das Maaß längst überschritten, das ein Heiliger selbst dem heiligsten Amt und dem reinsten Herzen der Christenheit für verderblich erachtet hatte. Wenn jedoch Klarheit des Blickes, Idealität der Auffassung, Feuer der Ueberzeugung und ein unerschütterliches Vertrauen auf die Weisheit und Barmherzigkeit Gottes Jemand vor den furchtbaren Gefahren dieser Stellung hätte bewahren können, so würde Innocenz bewahrt worden sein.

Die Versuchungen, die im Erfolg liegen, sind an ihn außerordentlich stark herangetreten: lange vor und nach ihm sind keinem Papst die Bahnen seiner großen Politik so geebnet worden, wie ihm. Und er erkannte das mit rücksichtsloser Klarheit. Schon jenes merkwürdige Memoire über die in Deutschland zu befolgende Politik zeigt allein hinreichend, daß der päpstliche Hof die raffinirteste Berechnung dieser Verhältnisse, mit Hintansetzung der niedern Moral, musterhaft verstand.

Seit dem Anfang des Jahrhunderts war das französische Königthum und das französische Volk in seiner kirchlichen Bewegung die eigentliche Stütze der Päpste gewesen. Jetzt war dieses Königthum jenen Anfängen entwachsen und der römische Stuhl hatte einen neuen Halt in England gesucht. Innocenz führte diese Richtung vollständig durch, er machte das Königreich zum Lehnstaat und zur unergründlichen finanziellen Quelle des römischen Stuhls. Aber er konnte es

eben nur dazu machen; ein halb kirchliches Königthum, wie das von Paris unter Louis VI gewesen, war jetzt nirgends mehr zu finden, und am allerwenigsten auf den Grundlagen einer normännischen Verfassung. Die beiden weltlichen Stützpunkte seiner geistlichen Herrschaft, Sicilien und England, waren ihrer Anlage nach durchaus militärische Polizeistäaten jenes barbarischen Stils.

Diese wesentlich andere Weltlage ist bei dem Vergleich mit früheren Päpsten wohl zu beachten.

Die kirchliche Gewalt selbst war in ihren Grundfesten erschüttert. Mit der Auflösung der weltlichen Gewalten in Italien, Deutschland und England ging die Ausdehnung kirchlicher Secten in Südeuropa reißend Hand in Hand. So übertrieben die Schilderungen auch sein mögen, die Entsittlichung der höheren und niederen Kreise war notorisch überall groß und mußte an vielen Stellen mit der Opposition gegen die Kirche zusammentreffen. Bernhard hatte sich ähnlichen Bewegungen mit der Energie seiner rücksichtslosen Beredsamkeit und seiner wunderthätigen Ueberzeugung entgegengeworfen. Er hatte seiner Zeit die Kirche gleichsam in einem Zustand der Ekstase über den drohenden Gewässern gehalten. Der erste große Schlag hatte diese Resultate vernichtet. Innocenz arbeitete in Gebet und Wachen mit dem Genie eines großen Regenten, diese Gefahren zu überwinden. Mit einer seltenen Sparsamkeit hat er die alten Organe neu zu benutzen und in die Stellung zu bringen gesucht, die die Zeit ihnen anzuweisen schien. Wie viele auch aus seiner Hand einen ganz neuen und unerhörten Inhalt erhalten, so ist doch immer an ihm die feste Ueberzeugung bewundernswerth, daß dieser ihm von Gott übergebene Bau keiner Zuthat bedürfe. In dieser, sagen wir es, religiösen Bescheidenheit liegt eine geniale staatsmännische Sicherheit: dieses Gefühl das ihn selbst in der täglichen Uebung des Studiums, des Gebets und der Geschäfte nicht ermatten läßt, ermannt von ihm aus jedes Glied des weit und fein, ja zu fein verzweigten Organismus. Wenn man nach einer Analogie jener Zeit sucht, könnte man sagen, er habe die Kirche normännisch regiert. Bernhard, trotz seiner päpstlichen Ideen, hatte als Glied eines neu entstandenen Ordens, die Freiheit und das Leben der einzelnen Glieder unmittelbar erregt, Innocenz machte den römi-

schen Hof zur Schatzkammer, zum Gerichtshof und zur höchsten Polizei der Christenheit.

Neben Gregor VII hatte Clugny fast selbstständig gestanden, Innocenz stand allein. Der Erfolg war überall endlich mit ihm, in den Kreuzzügen jener Tage, in der Ordnung der italienischen Verhältnisse, in England und in Deutschland. Es ist als ob die schwärmerischen Ideen Bernhard's und Otto's von Freisingen Realitäten des täglichen Lebens geworden: eine allgemein zerrüttete Welt, nur das höchste Priesterthum der Kirche stark, klar und erfolgreich. Der Gedanke des „königlichen Priesterthums", wie Innocenz ihn auffaßte und entwickelte, einer höchsten vereinten Gewalt über alles Irdische, entsprach fast mehr noch dem inneren Zusammenhang, als dem äußern Schein der Dinge.

Die zweite Frage ist, welche Machtstellung die weltlichen Verhältnisse selbst Friedrich boten, als er nach Deutschland kam. Sie führt uns zur Betrachtung eines großen und bedeutenden Kreises von Männern und Dingen, gleichsam dem Mikrokosmus der Staufischen Macht. Ich meine die Staufische Ministerialität.

Der alemannische Ritter tritt zuerst unter Heinrich IV in den Vordergrund der deutschen Geschichte. Das Land berührte in Burgund und Italien die wichtigsten Schauplätze unserer auswärtigen Geschäfte. Zürich war lange Zeit der Ort für italienische Verhandlungen, einzelne große Geschlechter waren den deutschen Päpsten Heinrich's III nah verwandt, ein Graf von Rheinfelden hatte sich durch eine kühne Entführung zum Schwiegersohn des Kaisers gemacht und war dann als solcher Herzog geworden. Die salischen Lehen im fruchtbaren Rheinthale, im starken und neidenswerthen Gegensatz zu den rauhen und bescheidenen Gütern des Neckar- und oberen Donauthals, hatten allmälig auch die Geschlechter dieser letzteren Gegenden in die Verbindung mit dem gewaltigen Hause gezogen.

Die Mönche von Zwifalten schildern uns diese ältere Generation in ihren letzten Ausläufern, ein einfaches, keineswegs kirchliches, durch und durch kriegerisches Geschlecht. Zu Kaiser Heinrich d. ä. Zeit war, wie gesagt, seine vertrauteste Umgebung Alemannisch. Der Ge-

danke, das Kaiserthum auf den sächsischen Burgen seßhaft zu machen, die Pläne gegen die sächsische Verfassung wurden von Heinrich in diesen Kreisen ausgebildet und festgehalten. Wie sie den Vorstreit in den Feldschlachten des Reichs hatten, so hatten sie ihn damals gleichsam auch in der Politik: ein Schwabe, des Kaisers Schwager, trat ihm als Gegenkönig entgegen und bekanntlich stieg das Geschlecht der Herren von Büren im Kampf gegen die päpstliche Partei, in der engsten Verbindung mit den beiden Heinrichen, rasch zu einer der ersten Fürstengeschlechter des Reichs auf.

Im Anfang des 12. Jahrhunderts erscheinen die Alemannen besonders fruchtbar an neuen und eigenthümlichen Ideen politischer und kirchlicher Organisation: Otto von Bamberg, der größte Missionär seiner Zeit, voll von eigenthümlichen Gedanken über die kirchliche Thätigkeit und ihre Aufgaben, war ohne Zweifel ein Alemanne. Er brachte eine Grafentochter seiner schwäbischen Heimath als Königin nach Polen, und die Verheirathung ihrer Schwester mit dem Herzög von Böhmen stellte den Frieden in jenen slavischen Gebieten her. Die ersten Gründungen selbstständiger Kaufmannstädte wurden schon so früh hier von den Zäringern versucht und glücklich ausgeführt. Gleichzeitig waren die Staufen es, die das System des Burgenbaues, wie es Heinrich IV in Sachsen versucht, militärisch weiterbildeten. In eben jenen Jahrzehnten breitete sich von dem schwäbischen Hirschau aus eine strengere Klosterregel, die durch die Beschränkung des klösterlichen Aufwands für eine reichere Vasallität Lehen übrig ließ. Mitten in dem großen Kampf zwischen Kirche und Laienmacht sehen wir hier so auf beiden Seiten die lebendigen Fortschritte zur Ordnung und Verwendung der vorhandenen Kräfte.

Dann trat eine Zeit des Stillstands ein: die endliche allgemeine Anerkennung Konrad's brachte die alten Parteifragen zunächst zur Ruhe. Wir sehen, wie ein kleines Kloster wie Zwifalten sein bischen Gut und die neuen Anlagen gegen die gefährlichen Bewegungen der neuen Zeit zu decken sucht. Aber freilich dennoch wird dieses Land von den großen Weltbewegungen immer von Neuem berührt. In denselben Jahren, wo jene Mönche im Donauthal sich glücklich priesen, ihre Hörigen noch prügeln zu dürfen, verkündigte Arnold von Brescia zu Zürich, in derselben Diöcese Constanz, die antikirchlichen

und reformatorischen Gedanken der Schulen von Paris und König Rogers von Sicilien Politik hielt, wie man im Kloster Weingarten glaubte, die Fehde der Welfen gegen Konrad III. aufrecht.

Jedenfalls hatte der Tod Heinrichs V. das italische Erbe und dessen Ritterschaft und die Wahl der Staufen die Reichsministerialität schon mit ihrer eigenen zu einer großen und kriegerischen Masse verschmolzen, als Friedrich I. diesen ganzen Bestand in die Bewegung seiner gewaltigen Politik rasch und energisch hinüberleitete. Aber zugleich wußte er inmitten dieses Kreises den Kern seiner eigenen Hausmacht zu vervollständigen. „Besonders glücklich“ sagt Stälin in der meisterhaften Darstellung dieser Verhältnisse“, war König Friedrich I. nicht blos im Großen, sondern auch durch Erwerbung kleiner Bezirke und Rechtssprengel“.

Seit 1119 bis 1154 waren nur die beiden Züge Lothars über die Alpen gegangen, der lombardische Krieg Konrads gegen Lothar hatte nur seinen damaligen Anhang in Bewegung gebracht. Jetzt folgten sich in unaufhörlicher Bewegung jene immer massenhafteren Unternehmungen, die Jahre der vollständigen Herrschaft in Oberitalien müssen große Erträge in die kaiserliche Kammer gebracht haben, aber gleichzeitig erfüllte dieser Kampf die Geister mit neuen und schöpferischen Gedanken.

Friedrichs militärische Größe, seine rechtliche Weiterbildung des Lehensystems, die imperatorische Politik in ihren verschiedenen Fassungen fand wenn auch nicht die eigentlich produktiven Köpfe und die bestimmenden Gewalten so doch die Werkzeuge für die unmittelbare Ausführung und Durchbildung gewiß zunächst in den Kreisen, deren unmittelbarer Lehensherr und Dienstherr er war. Die Namen der Grafen und freien Herren, die den Staufen aus ihrer Heimath nach Italien folgten, erscheinen zahlreich und bedeutend schon unter Friedrichs ganzer Regierung, erst gegen das Ende des Jahrhunderts treten die der Dienstmannen des Reichs und ihres Hauses deutlicher hervor. Dann aber bei König Heinrichs VI. Tod erscheint die Ministerialität des Reichs entschieden als eine Macht, die in den großen Geschäften neben anderen den Ausschlag giebt.

Der Burgenbau, schon für Heinrichs IV. Pläne die Grundlage eines neuen Regierungssystems, dann unter Heinrich V und in den Händen

Friedrichs I. das Hauptmittel seiner militärischen Erfolge, hatte eine Menge neuer Mittelpunkte für diese Masse von Gütern und Einkünften geschaffen. Neben manchen der bedeutenderen waren unter Friedrich I. schon selbstständige Gemeinden für den Verkehr eingerichtet. Er hatte schon auf seinen deutschen Pfalzen die Selbstregierung und die unabhängige Polizei der Pfalzorte, von seinen Burgen aus die der Burgorte anerkannt, als er dann später den lombardischen Städten für das Zugeständniß eines offenen Markts, sicherer Lieferungen und bestimmter Abgaben eine Selbstständigkeit zugestehen mußte, die für sie freilich unendlich viel mehr besagte. Auf 350 Burgen veranschlagt Arnold von Lübeck am Anfang des 13ten Jahrhunderts den Bestand des Erbes König Philipps. Auf dieser Grundlage erhob sich zur Zeit seiner Thronbesteigung das weitverzweigte System der Staufischen Haus- und Reichsdomänenverwaltung. Neben den Burgen und Villen traten die alten großen Burgstädte des Reichs, soweit in ihnen noch kaiserliches Gut zu verwalten und dafür eine Ministerialität thätig war. Ueber den Burgen standen zum Theil noch die alten Pfalzen, wie Ingelheim, als Centralstellen, oder wenn auch die Pfalz fast verfallen, blieb der Pfalzort wie Frankfurt Sitz einer mächtigen Verwaltung und Oberhof. In den höchsten Stellen, reich an Lehen und Ansehen, erscheinen Fürsten und Herren, zum Theil seit unvordenklichen Zeiten in naher Verbindung mit dem herrschenden Hause, zum Theil wie die Grafen von Erbach, nur auf kurze Zeit in Verwaltung einer sichern Hofstelle. Ihre Verhältnisse als Lehensträger und Vögte bringen sie gleichzeitig zu einer Menge von Bisthümer und Stiftern in mannigfaltige und kaum zu übersehende Verbindungen, wie z. B. die Herren von Bolanden.

Die prachtvollen Hofhaltungen aus Friedrichs I. letzten Jahren sind bekannt: die Zeiten der sächsischen Kaiser, auf die um die Mitte des Jahrhunderts der sächsische Annalist mit Erstaunen zurückschaute, mochten erneut scheinen. Von keinem Staufen jener Zeit wird eine so maaßlose Freigebigkeit gerühmt, wie von manchen ihrer Zeitgenossen. Die großen Gönner und Mäcene der aufkommenden höfischen Dichtung gehörten überhaupt nicht diesem Geschlecht. Wenn aber die neuere Forschung diesen oftgepriesenen Titel ihres Ruhms hat streichen müssen, so tritt uns dafür die ernste, reiche, und wir möchten sagen, staats-

männische Größe ihrer Verwaltung desto schlagender entgegen. Die feinen und soliden Rundbogen ihrer alten Königsitze, zu Goslar oder Gelnhausen, bezeichnen die Stätten eines königlichen Wirkens, das selbst in seinem Luxus Maaß zu halten und große Kräfte für große praktische Zwecke zu sparen wußte.

Vor Heinrichs VI. Tod hatte eine Reihe von Todesfällen alle Macht des Hauses in seine Hände vereinigt, schon 1191 war dem Staufischen Hause durch den Tod des letzten schwäbischen Welfen sein gesammtes Erbe zugefallen. Stälin vermuthet, daß der Erbvertrag, durch welchen Friedrich sich diese Erwerbung sicherte, einen Hauptgrund zu der Spannung abgab, in der bald darauf Heinrich der Löwe den Staufen entgegentrat. Der Staufischen Ministerialität und Vasallenschaft führte die Erwerbung neue Aufgaben und neue Kräfte zu. Die Mathildinischen Erbgüter führten sie nach Mittelitalien, und aus den Kreisen dieses sang- lieder- und freudenreichen Welfischen Hofs stammen diejenigen Ministerialengeschlechter, die wir im dreizehnten Jahrhundert an der Spitze der Staufischen Angelegenheiten treffen, die von Waldburg, von Winterstetten und von Tanne.

Diese vereinigte, mit neuen Elementen durchsetzte Ministerialität war es, die besonders Herzog Philipp bestimmte, statt des Kindes Friedrich die Regierung des Reichs zu übernehmen.

Köln, die Stadt und der Erzbischof stellten gegen ihn zuerst einen Alemannen, den Herzog von Zäringen, dann aber den Welfen Otto, den Sohn Heinrichs des Löwen auf. In den folgenden Kämpfen schwankten die Fürsten und der Papst unsicher zwischen beiden Parteien. In der elften Stunde warf ein Zufall Otto den Sieg zu, der Meuchelmord, durch den König Philipp fiel.

Der Kampf war Jahre lang mit den Waffen in der Hand geführt worden, in großen, immer wiederholten Stößen von Nord und Süden. Er hatte die englischen Subsidien Ottos vollständig erschöpft und den Bestand der Staufischen Einkünfte vollständig verändert. Wenn Friedrich Philipp ursprünglich zum Geistlichen bestimmt hatte, so bewies wenigstens die spätere Erfahrung, daß seine liebenswürdige, gehaltene und milde Manier nicht für den großen Stil der Geschäfte paßte, wie ihn seine Vorgänger festgestellt. Es war, als ob der Geist rücksichtsloser Verschwendung von dem lustigen Hofe des letzten Welf

durch die Noth der Zeit in der Geschäftsführung Philipps aufgelebt. Er hinterließ die meisten seiner Burgen in den Händen der Vasallen und Dienstmannen, die seine Kriege geführt, »so daß er«, fügt der Ursperger Chronist seiner Klage hinzu, »nichts zurückließ als den nichtigen Namen der Herrschaft des Landes und Städte oder Marktflecken und einige wenige Burgen.« Die Stellung der Staufischen Lehens- und Dienstleute, da sie Otto anerkannten, war eine andere geworden als die war, in der sie Philipp zur Krone berufen hatten.

Diese Ministerialität war es wieder, die hauptsächlich bei Innocenz III. die Anerkennung Friedrichs II. durchsetzte. Die Geschichte seiner Wahl ist immer noch nicht ganz klar, aber daß ein Herr von Neifen und der Marschall von Justingen, beide von der schwäbischen Alp, nach Italien geschickt wurden, um ihn nach Deutschland als König zu holen, diese Thatsache zeigt doch deutlich, welches Gewicht die Wähler auf die Stimme der schwäbischen Ritterschaft legten. Gleich in den ersten Jahren seines Aufenthalts treffen wir die von Württemberg, Laufenberg, Neifen, den Marschall von Justingen, den Schenken von Winterstetten in seiner nächsten Umgebung. Schwaben sah seine ersten Erfolge und wurde zunächst wieder die Grundlage seiner Macht. Dieser schwäbische oder, sagen wir Staufische Adel, hatte in Friedrichs Erhebung einen merkwürdigen Sieg zu feiern, sein Kampf gegen den Welfen und Köln, jetzt wieder aufgenommen, führte ihm den Papst und die Masse jener Fürsten zu, die früher immer von Neuem hin- und hergeschwankt.

Genau in diese Zeit paßt jene Schilderung der Alemannen, die der Ursperger Chronist schon früher giebt und die Abel mit Recht nur eben auf die Schwaben beschränkt hat, »kriegerisch, grausam, verschwenderisch, tollkühn, ihren Willen für Gesetz achtend mit dem Schwert unbesiegt, Niemanden außer den Männern ihres Volkes vertrauend, gegen ihre Führer aber so treu, daß man ihnen eher das Leben als die Treue rauben könnte.« Es ist die Zeit, in der Hartmann von Aue seinen Gregor und Heinrich, Gottfried von Straßburg seinen Tristan dichtete. Die Generation mochte in den Künsten der Schule nicht zu bewandert sein — noch Jahrzehnte später wird Kenntniß der Grammatik und des Lateinischen an einem Herrn von Neifen als etwas Besonderes gerühmt — aber sie war trotz ihrer stahlharten und ge-

waltsamen Art, in neuem und bisher nicht gekanntem Wohlstand, tiefen und großen Anschauungen entschieden offen.

Die neueren Verfasser, auch Schirrmacher in seiner lebendigen und warmen Darstellung, haben die Wichtigkeit dieser schwäbischen Kreise schon hier, gleich bei Friedrichs Anfängen, nicht genugsam hervorgehoben.

Gerade wenn man sie betrachtet wird die Parallele, die wir oben zwischen dem jungen Kaiser und Konrad III. zogen, noch schlagender. Friedrich kam an das Reich ebenso mittellos wie jener. Eine große und mächtige Ritterschaft umgab ihn, aber sie hatte, wie damals die Mittel, auf die es dann weiter doch ankam, absorbirt. Aber freilich waren die kriegerischen Kräfte zu Konrads Zeit die alleinherrschenden. Er selbst wie seine größeren Nachfolger war zunächst Soldat. Friedrichs II. Zeitalter und seine eigene Natur räumten schon anderen Kräften einen bisher ungekannten Vorrang ein.

Friedrich I. und Heinrich VI. waren zuerst Ritter. Die Ordnung und Verwendung der kriegerischen Kräfte entsprach ihrer eigenen persönlichen Neigung und Bildung. Die deutschen Ritterschaften waren damals noch, trotz aller inneren Fehden, das höchste und reinste Produkt der nationalen Kraft. Unter einer kräftigen Führung ließen sie der eigentlich arbeitenden Klasse vollkommene Luft und Freiheit der Entwickelung. Die Kämpfe Philipps und Ottos hatten diese Kräfte aber ohne Leitung zügellos wirken lassen und indem sie sich so wild gegenseitig überboten, hatte eine Stadt, Köln, zum ersten Male in einem langjährigen Kampf ihre specifisch städtischen Interessen auf dem Gebiet der großen Politik selbstständig vertreten. Das Handelsinteresse des großen rheinischen Platzes hatte für die Wahl eines Welfen und die englische Politik entschieden und auch dann noch hielt die Stadt daran fest, als ihr Erzbischof auf die andere Seite trat, ja als sie allein Friedrich und seinem ganzen Anhang gegenüberstand. Von dieser Seite betrachtet, kann man den Krieg von 1097 bis 1108 als einen Kampf Kölns gegen die Reichsministerialität, der ersten Stadt gegen die erste Ritterschaft des Reichs bezeichnen. Hiermit läßt sich die Verbindung der Städte mit Heinrich IV. und sein Kampf gegen seinen Sohn und die Fürsten nur als der schwache Anfang einer Entwicklung vergleichen, die hier nun klar und vollkommen fertig vorlag.

Dieses Vordringen der Verkehrsinteressen tritt aber nicht allein in dem Gegensatz zu den kriegerischen Kräften der Ritterschaft zu Tage. Auch auf kirchlichem Gebiet hatte sich die Kraft der großen Produktion im Gegensatz zu den früheren Richtungen entwickelt. Der letzte große Versuch, der religiösen Contemplation eine neue Stätte unter neuer Disciplin zu bereiten, war der Orden von Cisterz gewesen. Allerdings zeigte diese Reform schon von Anfang an sich fähig, im Gegensatz gegen die damaligen antikirchlichen Richtungen als Grundlage einer kirchlichen Macht gleichsam eine nur kirchliche Produktion zu schaffen, unabhängig von den materiellen Interessen einer hörigen Bevölkerung. Aber überraschend schnell, nach dem inneren Naturgesetz aller Produktion, ward auch diese heilige Genossenschaft in die Verlockungen des Verkehrs und seine Nöthe hineingerißen. Wenig Jahre nach Bernhards von Clairvaux Tod finden wir das Generalcapitel des Ordens schon von den Fragen einer großen Verwaltung immer von Neuem in Anspruch genommen. Es untersagt 1157 den Besitz von Mühlen, als gegen die Ordensregel, aber gestattet sie doch den Abteien, die nicht von Anfang an nach der Ordensregel gegründet waren. Der landwirthschaftliche Betrieb fordert sein Recht. Die Verbote desselben Jahrs zeigen die steigende Schuldenlast mancher Abteien und die damit zusammenhängenden Versuche, in größeren und freieren Umsätzen der Produkte, namentlich an Wolle, Häuten, Füllen und Schweinen finanzielle Hülfsquellen zu eröffnen. Dieser Kampf der Regel mit dem wirthschaftlichen Interesse währt bis gegen das Ende des Jahrhunderts. Es wird allmälig gestattet, den Wollertrag eines Jahres wenigstens im Voraus loszuschlagen und in den neunziger Jahren, wo die Wollfuhren des Ordens schon eine Last für viele Abteien werden, verschwinden die Klagen über Schuldenlast. Freilich sieht das Generalcapitel sich auch genöthigt, gegen die Ausreißer und ihre Brandstiftungen mit Widerstreben die Hülfe weltlicher Behörden, den Bau von Gefängnissen für Mönche und Conversen zu erlauben. Es muß gleichzeitig die Geldgeschäfte mit Fremden und die richterliche Thätigkeit der Mönche verbieten, sowie in den Klöstern die prächtigen Sculpturen, an den Kleidern die goldene Brodirung. Die große Aufgabe der Ketzermission, die Innocenz III. dem Orden in Süd-Frankreich, eröffnete hat diese neue Richtung kaum zurückgedrängt.

Auch in dem dialogus miraculorum des Cäsarius erscheint der Orden als der große Meister der Administration. Er erzählt mit Stolz, daß einem Erzbischof von Cöln für die Ordnung seiner Einkünfte Conversen des Ordens als die besten Haushalter empfohlen wurden. Der Geist der Contemplation und die inneren Erfahrungen sind hier nicht zur Energie wissenschaftlicher Betrachtungen fortgeschritten, Bernhards Warnungen blieben nach dieser Seite erfolgreich, aber desto unbegränzter bildete sich der bescheidene Waldbau der ersten Klöster zu der größten landwirthschaftlichen Organisation des 13. Jahrhunderts aus.

Schon in diesem Zusammenhang müssen wir eines Ordens gedenken, zu dem Friedrich schon früh in ein besonders nahes Verhältniß trat. Der Orden vom deutschen Hause von Jerusalem hat während seiner Regierung, unter der Leitung Herrmanns von Salza, mit vollem Bewußtsein die Organisation einer großen Verwaltung mit den kriegerischen und mönchischen Aufgaben seiner ersten Stiftung in einen segensreichen Zusammenhang gebracht. In Friedrichs nächster Umgebung ist der Hochmeister vielleicht der deutlichste Repräsentant dieser neuen Richtung, die in der Kirche und im Staat die productiven Kräfte der Arbeit, die Kunst der friedlichen Verwaltung in den Vordergrund stellte.

Diese Revolution des damaligen Zeitgeistes ist allgemein anerkannt und der Historiker, der mit Bewunderung und Zustimmung von der Uebersiedelung des deutschen Ordens nach dem Occident spricht, sollte nicht übersehen, daß Friedrichs Behandlung der Kreuzzüge und des heiligen Landes nur das Seitenstück zu jener großen Politik einer kirchlichen Genossenschaft war.

In Deutschland war noch außerhalb Kölns der Fortschritt der materiellen Interessen so groß, daß Friedrich unmöglich diese Kräfte übersehen oder verkennen konnte.

Wir haben oben schon die deutsche Colonisation seit der Mitte des 12. Jahrhunderts erwähnt. Wir sahen in ihr ein Zeugniß für die Kraft und Umsicht der bäuerlichen Bevölkerung. In der Zeit, wo in Frankreich die vollkommen zerrütteten Verhältnisse der unteren Classen zu neuen Ordnungen auf revolutionärem Wege führten, beginnen eben diese Stände vom deutschen Boden aus eine stetige und siegreiche Erweiterung ihres Culturgebiets, ohne Revolution: die ganze

Nation, wie nach einem Naturgesetz, betheiligt sich an dieser Arbeit: ist es zunächst der Wiesenbau, der den Niederrheinischen und Niederländischen Colonisten in den Slavischen Wald führt, so greifen allmälig alle Stämme, Franken und Sachsen, Bayern und Schwaben in die Bewegung ein. Sie wird zunächst eingeleitet durch zwei Fürsten, Adolf von Holstein und Albrecht von Brandenburg. Heinrich der Löwe bemächtigt sich in den neuen Gebieten des ersten deutschen Hafens, der an der Ostsee eröffnet wird. Die dänischen Eroberungen bringen den immer mächtigeren Strom weder an der Elbe noch an der Düna und Narwa zum Stehen. Der Unterschied von jenen französischen Zuständen ist vollkommen deutlich: dort das wilde Wasser bald stagnirender, getrübter, bald leidenschaftlicher Kräfte, vom Königthum für seine Pläne benutzt und geleitet, hier eine ruhige und doch frische und bewegte Fluth.

Das zweite Stadium dieser deutschen Bewegung, nach dem der überelbischen Colonisation, ist das des Wachsthums der heimischen Städte. Der deutsche Bauer hat schon lange vorher in den heimischen Wald hineingerodet, ehe er den Slavischen angriff, so sind auch die Städte schon vor dieser Zeit an Vorstädten und Neustädten gewachsen oder gar von „wilder Wurzel" gegründet worden. Doch als Friedrich nach Deutschland kam war die Einwanderung in die Städte, war die Fluctuation der städtischen Bevölkerungen unter einander in ein neues Stadium getreten. Schon 1219 spricht Friedrich in einer Urkunde für den Grafen Egino von Urach von Einwanderungen jenseitiger Unterthanen in „seine Städte", zehn Jahre später ist es eine wichtige Concession des Königs an die Fürsten, daß er die Einwanderung in „seine Städte" auf alle mögliche Weise zu beschränken sucht. Dieß waren jene „Städte und Flecken, in denen Märkte gehalten werden", der letzte nicht vergabte Rest des früheren Machtbestandes, den Philipps Kriege Friedrich übrig gelassen. Schon aus dem Ton, in dem der oben angeführte Chronist von ihnen spricht, erhellt, daß das Gewicht der hier vereinigten Kräfte noch keineswegs so anerkannt war, wie es uns heutzutage erscheinen möchte. Und doch sind auch die Fürsten eifrig an der Arbeit, Städte zu gründen, ihre Bannmeile zu sichern und die gefährlichen Königstädte ihnen fernzuhalten. Zweifelsohne war die allgemeine Aufmerksamkeit der Bewegung eifrig und

thätig zugewandt, aber die große Masse der Einwandrer war eben, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein politisch noch ganz passives Element. Daß der Bürgerkrieg ihre Beweglichkeit und Unternehmungslust nicht gebrochen, war ein glänzendes Zeugniß für ihre wirhschaftliche Tüchtigkeit. Mit Ausnahme der großen Bischofstädte und ihres eigentlichen Bürgerthums gab es innerhalb der städtischen Mauern Deutschlands, als Friedrich nach Deutschland kam, noch keine wirklich politische Kraft.

Friedrich selbst war, wie wir schon sagten, ein Kind seiner Zeit, die immer mehr und mehr die wirthschaftlichen Interessen, eben auch in Deutschland, zur Geltung kommen ließ, aber dieser neue Geist, durch den er sich von Vater und Großvater unterschied, ist mit diesen Worten noch nicht deutlich genug gezeichnet. Gerade die heftigsten Ankläger seiner, wie sie behaupten, selbstsüchtigen und verderblichen Politik pflegen Rudolf von Habsburg ihm als glänzendes Gegenstück gegenüberzustellen. Wir unterschätzen keineswegs die Bedeutung jenes gewaltigen Mannes, aber verkennen andrerseits auch nicht die eigenthümlichen Kräfte seiner verwegenen Natur: die Erfolge seiner Regierung waren eben bedingt durch eine fast demagogische Popularität, die Sparsamkeit, die seine Ritter darben ließ, und die dreiste Herablassung am leckeren Tisch eines Zunftgenossen, die Verwegenheit mit leerer Tasche zu Felde zu ziehen und die erbarmungslose Ueberredung zu immer neuen Steuern, die Tollkühnheit an der Spitze eines Heeres und der kühne Griff in ein kaufmännisches Geschäft, diese wunderbare Mischung von Söldnerhauptmann und Zunftmeister gehören bei Rudolf wesentlich dazu, um die Erfolge des Staatsmannes und Gesetzgebers zu erklären. Von diesen demokratischen Elementen ist in Friedrichs Charakter keine Spur. Er ist so durch und durch königlich wie Innocenz III. Man darf wol nicht sagen, daß die Zeit dergleichen Männer, wie sein Nachfolger war, nicht hätte zeitigen können, Louis VI. von Frankreich schon ist eine Natur jenes Schlags. Friedrich waren neben den gewaltigen Schätzen seiner Natur diese Gaben eben versagt. Die Feinheit und Schärfe seines Geistes, die Ausdauer und seltene Spannkraft seiner ganzen Natur war nur für die höchsten Kreise, für die freiesten Gesichtspunkte berechnet. Es ist ganz unmöglich, das Talent der List und dann wieder die rücksichtslo-

feste Leidenschaftlichkeit in ihm zu verkennen, aber trotz alledem bietet er in allen Bewegungen dieselbe königliche Erscheinung, der glänzendste Repräsentant eines wunderbar begabten Geschlechts und einer hochgebildeten Zeit. Wenn irgend was, so darf man diese innere, heroische Größe seiner Natur nicht verkennen. „Sein Charakter," sagt freilich Huillard Bréholles, „bietet die eigenthümlichsten Contraste von Größe und Kleinheit, von bösen Anlagen und edlen Eigenschaften. Ein ganz italienischer Geist mit orientalischen Sitten erscheint uns Friedrich II. tief im Mittelalter wie ein vollendeter Politiker, nur zu oft zur Doppelzüngigkeit geneigt, rasch bereit zu verwegenen Entschlüssen, weil er sich über seine Macht täuschte, aber geschickt durch List wieder zu gewinnen, was er nicht mit Gewalt hatte erlangen können".

Die Schilderung, die der Verfasser hiermit einleitet, erinnert uns lebhaft an die Bilder der talentvollsten und feinsten Historienmaler des heutigen Frankreich, eine Fülle kleiner mit bewundernswerther Technik aufgefaßter Züge, über der ganzen Composition der Ton unmittelbarer Naturwahrheit: in Mitten seiner Kanzlei wie wir schon sagten, scheint der Verfasser das Porträt Friedrich II. sich zu vergegenwärtigen. Aber bei dieser Art des Vortrags ist die Versuchung, zu scharfe Lichter und zu tiefe Schatten zu verwenden, gleichsam eine natürliche Consequenz.

Der Verfasser constatirt die sinnlichen Neigungen Friedrichs II. mit diplomatischer Gewissenhaftigkeit und wir glauben, daß er diesen Punct vollständig erledigt hat. Um so mehr müssen wir aber daran erinnern, daß der geschlechtliche, unerlaubte Genuß nicht etwa im Orient, sondern in Deutschland zu jener Zeit ein allgemeiner Zug der höheren Gesellschaft war und daß Freuden der Art in diesen Kreisen mit einer Naivität geboten und entgegengenommen wurden, von der man heut zu Tage kaum eine Vorstellung hat. Neuere Alterthumsforscher haben das einschlägige Material für diese Thatsache aus den Dichtern der Friedericianischen Zeit genügend zusammengestellt. Das Leben des Landgrafen Ludwig von Thüringen, in den Rheinhartsbrunner Annalen zeigt aber, auch in Prosa, was man in diesem Punct einem so gottesfürchtigen Herrn bieten zu müssen glaubte. Dieser occidentalischen Unsitte gegenüber wird die orientalische Hofordnung Friedrichs in seinen spätern Jahren jedenfalls weniger auffallend.

Abgesehen aber von solchen Einzelnheiten dieses französischen Por-

träts, so vermissen wir darin den Gesammteindruck einfacher Größe, den wir nicht etwa für eine bloße Form des malerischen Stils, sondern für den Grundzug des gezeichneten Charakters halten.

Ich hoffe in dem Vorstehenden die wesentlichsten Gesichtspuncte bezeichnet zu haben, von denen aus man Friedrichs erstes Auftreten zu beurtheilen hat.

Bei seiner Reise nach Deutschland mußte er in Rom versprechen, nach seiner Kaiserkrönung zu Gunsten seines Sohnes auf Sicilien zu verzichten. Innocenz III. ließ sich dann in den folgenden Jahren dieselben Versicherungen von ihm wiederholen, durch die Otto IV. das Kaiserthum ganz vom Römischen Stuhl abhängig gemacht hatte.

Wir wissen über seine damalige Stimmung nur, daß er die große Unternehmung lange von sich gewiesen, von ihrem Gelingen sagt er später selbst: „Gegen menschliches Dichten und Trachten setzten wir bei unserem Zug nach Deutschland unter dem Beistande Gottes und der Fürsten unsere Person vielfachen Gefahren aus und die göttliche Allmacht demüthigte durch unsern Dienst den Hochmuth so sehr, daß die kirchliche Ordnung eher verbessert wurde als nach gänzlicher Beseitigung der Gefahren für uns gesorgt ward". Der Erfolg war also für ihn die göttliche Zustimmung zu einem langerwogenen und endlich gefaßten Beschluß. Es ist darnach ganz unwahrscheinlich, daß er die tiefe Berechnung der päpstlichen Politik, auch ohne daß ihm ihre geheimen Memoires, wie uns, zugänglich waren, nicht damals schon durchschaut haben sollte. Er mußte in sich eben zunächst nur ein abhängiges Werkzeug des Römischen Hofes sehen und das große System Innocenz III., dem auch er dienen sollte, beruhte auf concreteren Grundlagen als das Bernhards von Clairveaux. Nun ist es bewundernswerth zu sehen, wie das erste Gelingen, jener „göttliche Beistand" ihn nicht aus der vorsichtigen Haltung herauswirft, die ihm die Verhältnisse allerdings überallhin vorschrieben. Mit seinem Vertrauen zu den Dingen wächst seine Besonnenheit bei ihrer Behandlung.

Es ist nicht die Absicht, die lange Kette von Verhandlungen zu verfolgen, in der er das Ziel allgemeiner Anerkennung allmälig erreichte. Man erkennt seine Fortschritte in den Bezeichnungen, die

die verschiedenen zeitgenössischen Annalisten im Gang der Ereignisse dem jungen Prätendenten zukommen lassen. Dem Ursperger Chronisten ist er seit 1211, wo der Papst auf den Vorschlag jener Schwäbischen Gesandtschaft einging „imperator electus"; Reiner von Lüttich, der täglich seine Bemerkungen notirt, auch über den ersten Vogelsang und die ersten Blumen des Jahrs, bemerkt im September 1212 „puer Apuliae Alemanniam ingreditur", erst nach dem Hoftag von Frankfurt im Dezember nennt er ihn rex, der Kölner Chronist erst nach der Krönung zu Aachen und bis dahin rex Siciliae. Man sieht, daß ihm in Schwaben die volle Anerkennung schon zugefallen, als die unteren Lande und namentlich Köln noch mit der ihrigen zurückhielten. Je leichter es aber ist, in diesen localen Aufzeichnungen die Bewegung der öffentlichen Meinung zu verfolgen, um so größer ist dann auch in ihnen die Unbekanntschaft mit dem großen Zusammenhang der Verhandlungen, die ihn nach Deutschland führten: die Kölner Chronik kennt die Wahlverhandlungen von 1211 nicht, den Straßburger Annalen sind alle Beschlüsse unbekannt, die vor dem Frankfurter Hoftag Ottos im Mai 1212 in dieser Sache gefaßt waren, erst von da an datiren sie die neue Politik Innocenz des Dritten. In diesem Sinne ist selbst die Ursperger wie die Kölner Chronik keine wahre Reichsgeschichte mehr. Wir können auch auf sie die Worte Wattenbachs anwenden: „dadurch, daß die Reichsgeschichte ihrer Natur nach kaiserlich ist, erklärt es sich, daß sie verstummt, wenn die Unruhe im Reiche überhand nimmt und sich kein Mittelpunkt mehr zeigt, an den sie sich halten könnte."

Sind aber die historischen Aufzeichnungen der Art, so gewinnen die Aeußerungen Friedrichs selbst über die Richtung seiner Politik um so mehr an Bedeutung. Es fehlt bekanntlich an solchen nicht. Freilich stellt die neuere Kritik die Wahrheit ihrer Angaben nur zu entschieden in Zweifel. In diesem Puncte stimmt Huillard Bréholles fast vollständig mit der Auffassung Böhmers und Höflers überein. Wir stehen mit diesen Historikern vor Friedrichs Aussagen namentlich in dem vielbesprochenen Schreiben vom 13. Juli 1220, wie vor einem künstlichen Gewebe halbwahrer oder ganz falscher Behauptungen. Während Schirrmacher diesen Bericht voll „der größten Zuversicht" und „offen" nennt, sieht der französische Verfasser in ihm nur „die schein-

baren Vorwände und Mittel der Verzögerung, welche er anwandte, um sich bei dem Papst zu entschuldigen und sein eigenes Gewissen zu beschwichtigen“. Es fällt allerdings auf, daß der gelehrte Verf. gerade hier den Brief des königlichen Gesandten nicht erwähnt, den er in der Urkundensammlung beim Abdruck dieses Briefes citirt und dessen Inhalt wesentlich mit dem jenes königlichen Schreibens übereinstimmt. Legen wir aber darauf wenig Gewicht, so muß man doch zugeben, daß der König, wenn er sich wirklich dem Papst gegenüber so schuldig gefühlt hätte, sich nicht so offen gerade jetzt über die jahrelangen Bemühungen für die Wahl seines Sohnes ausgesprochen haben würde, Bemühungen, zu denen er sich übrigens wenigstens schon ein Jahr vorher bekannt hatte. Daß aber das Schreiben vom 12. Juli, wie Böhmer nimmt, dem Privilegium für die Bischöfe vom 26. April dess. J. geradezu widerspreche, müssen wir entschieden in Abrede stellen. Vor dem Richterstuhl unserer Zeit erscheint Friedrich einem Hofe gegenüber, dessen verschlagene Politik in der Correspondenz Innocenz III deutlich vor uns aufgeschlagen liegt, vollkommen berechtigt, seine gewaltigen Gegner mit ihren eigenen Waffen zu bestehen. Die Vertheidiger des päpstlichen Hofes — wir rechnen Huillard-Bréholles nicht dazu — gehen stets von der Voraussetzung aus, als sei von Anfang an Friedrich's Politik auf Lüge und Hinterlist gegründet gewesen. Sei es uns einmal vergönnt, einfach uns an seine Aussagen, ohne jede Voraussetzung zu halten.

Friedrich hebt es wiederholentlich hervor, daß die geistlichen Fürsten es gewesen, die ihn von Anfang an unterstützt und gefördert, er hebt namentlich in der Urkunde vom 26. April hervor, daß sie die Wahl seines Sohnes durchgesetzt. Dagegen sagt er im Schreiben vom 13. Juli, gerade diejenigen Fürsten, die bis dahin seines Sohnes Wahl widerstrebt, hätten plötzlich zu Frankfurt dieselbe zur Ausführung gebracht. Hierin offenbar sah Böhmer den Widerspruch. Wir halten es für höchst unwahrscheinlich, daß Friedrich innerhalb eines Vierteljahres zwei sich ganz widersprechende Darstellungen, die eine nach Rom, die andere an die deutschen Bischöfe abgegeben habe. Die scheinbare Differenz verschwindet, wenn man eben in den deutschen Bischöfen auch diejenigen Fürsten sieht, die, trotz ihrer Unterstützung des Vaters, von einer Wahl seines Sohnes bis dahin nichts wissen wollten.

In dem Brief vom 13. Juli wird der erneute Streit zwischen Mainz und dem Landgrafen von Thüringen als die Veranlassung hervorgehoben, welche die bisher renitenten Fürsten darauf brachte, die Wahl zu beschließen. In der Urkunde vom 26. April erscheinen die den Bischöfen gemachten Zugeständnisse als die Belohnung, die Neueren sagen, als die Bedingung, die Friedrich ihnen für die Wahl zugestand. Hier eben muß man die Urkunde erst in ein besonderes Licht stellen, um den Widerspruch mit Friedrich's späterer Erzählung zu gewinnen. An sich betrachtet erklärt sich der Wunsch nach einem gekrönten Vertreter des Königs sehr einfach aus der Furcht vor der drohenden Fehde und, gibt man dieß zu, so lag es in Friedrich's und der Bischöfe eigenstem Interesse, den Gewählten und die Wähler, das Königsthum und das Episkopat in ihrem guten Einvernehmen zu festigen und zu stärken.

Dieser Zusammenhang ist nicht allein durch die königlichen Briefe urkundlich bezeugt, er hat auch nichts Widersprechendes und Unwahrscheinliches, zumal Friedrich selbst, wir möchten sagen, in demselben Athem bekennt, er habe schon lange auf dieses Ziel hingearbeitet, nur das letzte entscheidende Ergebniß sei ohne sein persönliches Zuthun gewonnen. Wir heben aber, zur Beurtheilung dieser Dinge, noch eine Thatsache hervor.

Am 23. April eben jenes Jahres 1220, auf demselben Hoftag, auf dem die Wahl jedenfalls den 26. schon eine vollendete Thatsache war, gestanden die Reichsfürsten alle die Concessionen zu, die Friedrich II der römischen Kirche gemacht, die sie selbst schon Innocenz III bestätigt hätten. Diese Berufung nur auf Eine frühere Bestätigung für Innocenz III ist das Auffallende; wir können uns wenigstens mit der Auslegung der historia diplomatica nicht einverstanden erklären, die hier auch eine Beziehung auf die Honorius gegebenen Zusicherungen annimmt. Es sind ohne Zweifel nur die Urkunden Friedrich's vom 12. Juli 1213 und vom 1. Juli 1216 gemeint, die späteren Bestätigungen für Honorius III vom Sept. 1219 und Febr. 1220 sind hier gerade nicht beachtet. Die erste von diesen beiden letzteren ist nur von den Bischöfen von Straßburg und Basel, sonst hauptsächlich von schwäbischen Herren, die zweite gar nicht unterzeichnet, aber eine Urkunde desselben Tages zeigt uns wieder nur den

Bischof von Basel und neben ihm eine Reihe schwäbischer Grafen. Dagegen unterschreiben die Urkunde von 1213 eine große Reihe von Bischöfen und Fürsten des Reichs, und der Ort wie die Fassung derjenigen vom 23. April 1220 läßt es außer Zweifel, daß auch hier die Majorität der Fürsten betheiligt war. Ja diese letztere nimmt nur auf jene erstere und nicht auf die beiden Rücksicht, die Honorius III schon früher erhalten. War nun die Majorität der Reichsfürsten an diesen früheren Verhandlungen mit Honorius nicht betheiligt und war jedenfalls die Majorität der geistlichen Fürsten gegen die Wahl Heinrichs zum deutschen König, gaben sie dann gleichzeitig Honorius die Bestätigung jener Concessionen und drangen selbst auf die Wahl des jungen Königs, so scheint mir zwischen diesen beiden Thatsachen ein Zusammenhang angenommen werden zu müssen. Man hielt die Wahl eines Nachfolgers für Friedrich für unmöglich, ohne die Zugeständnisse, die man Innocenz gemacht, seinem Nachfolger zu wiederholen, und war deßhalb gegen diese Wahl, weil man gegen jene Zugeständnisse war. Diejenigen, die Honorius schon früher die Erklärungen gaben, die er wünschte, würden dann auch schon früher für Heinrich's Wahl gewesen sein. Wir wissen nichts über die Wirksamkeit jener Schwaben, die wir als Zeugen unter jenen Briefen treffen, auf dem Hoftag in Frankfurt, aber allerdings sagt der Ursperger Chronist, daß der Schenk Konrad von Winterstetten und der Truchseß Eberhard von Waldburg mit anderen Fürsten für Heinrichs Wahl thätig gewesen. Er bezeichnet also gerade als die Förderer des Wahlgeschäftes jene schwäbischen Kreise, aus denen auch die Zeugen der früher Honorius gegebenen Briefe zum großen Theile stammen.

Dieser Gegensatz zwischen dem alten Anhange des Staufischen Hauses an Herren und Dienstmannen und den deutschen geistlichen Fürsten tritt endlich auch noch nach der Wahl Heinrich's bei der Auswahl derjenigen Männer hervor, die während des Vaters Abwesenheit den jungen Fürsten leiten und vertreten sollten. Außer dem Grafen von Dietz und später Herzog Ludwig von Bayern treffen wir nur Bischöfe oder Dienstmannen genannt. Daß der Letzteren Stellung, wie auch Stälin annimmt, aber Schirrmacher bestreitet, eine sehr einflußreiche und den verordneten Fürsten ebenbürtige war, scheint mir daraus hervorzugehen, daß Friedrich dem Truchseß von Wald-

burg die Reichskleinode anvertraute. Allerdings waren sie zunächst ja nur Mitglieder der königlichen Verwaltungsmannschaft und die Bischöfe Fürsten, aber, wie wir oben sahen, hatte sich hier doch noch ein anderer, tieferer Gegensatz ausgebildet. Die Ministerialen einer=, Köln und sein Erzbischof andrerseits waren Jahrzehnte lang Kern zweier verschiedener Parteien gewesen, die die Geschicke des Reichs bestimmt hatten. Unter vielfachem Wechsel der öffentlichen Verhältnisse taucht dieser Gegensatz immer wieder auf: wir glaubten ihn noch zuletzt bei Heinrich's Wahl wahrnehmen zu können. Wann Friedrich zuerst Engelbert von Köln zum Pfleger des jungen Königs ernannte, wird wohl nicht zu entscheiden sein, aber indem er neben ihm seine Dienstmannen, sei es, nach Böhmer, als geheime Räthe, oder als Theilhaber einer höhern Gewalt stellte, vereinte er im Reichsregiment die natürlichen Vertreter jener beiden verschiedenen Parteien.

Daß er, wie die Dinge einmal lagen, zu der Ministerialität seines Hauses und des Reichs in einer keineswegs günstigen Stellung sich befand, habe ich oben erwähnt. Die Bischöfe hatten ihn, nach seiner eigenen Versicherung, abgesehen von einzelnen Fragen, von Anfang an gefördert: aber wir glauben auch noch einen andern Gesichtspunkt hervorheben zu müssen, der ihnen auch damals noch eine be~~fon~~sondere Bedeutung gab. Ihre Gewalt war, wie wir schon sahen, eine der wesentlichsten Bestandtheile der deutschen Verfassung, ja von früher her einer der Grundpfeiler der deutschen Cultur. Diese Cultur und Verfassung bildete, von der aller übrigen Völker vollständig verschieden, eine Welt für sich, reich an besonderen Kräften und Richtungen. Wenn unser französischer Verf. in Friedrich's ersten Jahren in Deutschland nur „une barbarie corrompue“ erblickt, so glauben wir dagegen hier nochmals jene tiefe und merkwürdige Bewegung urgiren zu müssen, durch welche diese „barbarische“ und „verderbte“ Nation damals wie mit Riesenkraft neue Felder des Anbaues, neue Mittelpunkte des Verkehrs suchte, einnahm und wirklich im Schweiß ihres Angesichts anbaute. Friedrich hatte allerdings, in der Bedrängniß seiner ersten Jahre, ein großes Gebiet dieses neugewonnenen Bodens dem dänischen Einfluß preisgeben müssen. Daß in seiner nächsten Umgebung der Sinn dafür nicht fehlte, ist an sich vorauszusetzen, weil

die ganze deutsche Gesellschaft davon erfüllt war, es ist aber auch durch die Anlagen Herrmann von Salzas thatsächlich bewiesen.

Nun weiß ich wohl, daß man ihm gerade vorwirft, diese freie Bewegung der untern Classen unverantwortlich seinem Bündniß mit den Bischöfen geopfert zu haben. Jedoch geben die meisten seiner Gegner zu, daß die oft angeführte Urkunde vom 26. April 1220 nur Bestätigung älterer Rechte enthielt, und andere, daß wirklich eine große Anzahl der Bischofstädte schon längst vor ihm rein hofrechtliche Verfassungen hatten. Ich glaube dieß von allen behaupten zu müssen und werde hierauf unten zurückkommen. Eine Communebewegung, wie sie die französischen Städte des 12. Jahrhunderts dem Königthum in die Hände trieb, war bei uns nur sporadisch in den Frankreich benachbarten Gebieten vorgekommen. Die einzige deutsche Stadt, die in den letzten Jahrzehnten selbstständig Politik gemacht, war Köln, und diese Politik war entschieden antistaufisch gewesen. Diese einzige Gemeinde hat dem König Philipp und seinen Ministerialen, ja schließlich allen Fürsten des Reichs Trotz geboten.

Man verkennt die Verhältnisse, wenn man dem jungen König die Anerkennung der bischöflichen Gewalt den Städten gegenüber zum Verbrechen macht. An einer anderen Stelle bin ich auf die Einzelheiten seiner Maßregeln eingegangen. Hier kann ich nur Folgendes nochmals hervorheben.

Auch nach der Ansicht der Neueren waren die Bischöfe in einer großen Anzahl von Städten schon vor jenen Zugeständnissen Friedrich's als Herrn anerkannt; diejenige Stadt, wo man dieß noch am Entschiedensten, ich glaube ohne Grund, in Abrede stellt, Köln, war durch und durch antistaufisch.

Sobald Friedrich die dortige Gemeinde hob, mußte er mit dieser Maßregel die politische Stimmung nicht allein der Bischöfe, sondern auch der Reichsministerialen verletzen. Endlich aber bedurfte die Nation, abgesehen von der äußern Noth des Bürgerkriegs, allem Anschein nach keines Antriebs zu einem neuen wirthschaftlichen Aufschwung, ja für ihr wunderbar bewegtes Culturleben hatte die Administration der geistlichen Fürsten Jahrhunderte lang das wichtigste Moment abgegeben.

Dieser ganze Bestand von Thatsachen aus Friedrich's erster Regierungszeit würde bei dem gewöhnlichen Beobachter unmöglich jene Mischung von unheimlicher Bewunderung und offenem Tadel erregen können, wenn nicht eben die späteren Perioden seiner Thätigkeit eine solche Fülle leidenschaftlicher und dämonischer Kraft zeigten. Hier liegt die eigentliche Singularität seines Charakters. Man kann nicht umhin, für diese fast übermenschliche Natur unter den Größten des Menschengeschlechts ihres Gleichen zu suchen: aber fast alle jene Gewaltigen der Geschichte von Alexander bis auf Napoleon haben ihre Thätigkeit mit dem Wagniß großer und kühner Entscheidungen begonnen, und sind in der Arbeit großer Kriege zu den friedlichen Aufgaben ihres Genie's herangereift.

Nicht so Friedrich. Kaum daß er über die Alpen mit genialer Kühnheit nach Deutschland gestürmt, so beginnt jene langsame, vorsichtige Arbeit, die Parteien zu gewinnen, zu erhalten, zu versöhnen und zu verbinden. Der Enkel Friedrich's I, der Sohn Heinrich's VI, vor dessen heftigem und rücksichtslosem Angriff später der römische Stuhl in seinen Grundfesten erzittern sollte, drängt mühsam von Concession zu Concession seinen ersten und nächsten Zielen zu.

Nur wenn man die Gewalt der Verhältnisse, wie wir sie darzustellen versuchten, und die ganze Eigenthümlichkeit der deutschen Verfassung und Cultur in Anschlag bringt, kann man das richtige sittliche Maaß für diese Erscheinungen finden.

Ohne Zweifel war in ihm damals schon das Talent der Organisation vorhanden, das dann später der sicilischen Monarchie ihre neue Grundlage gab, aber dieser staatsmännische Trieb productiver Gedanken ließ ihn auch die Ausgangspunkte und die Bewegungen der deutschen Cultur erkennen und achten.

Gewiß fühlte er damals schon den gewaltigen Druck der römischen Politik, aber eben dieses Gefühl bewog ihn, allen anderen Gewalten gerecht zu werden und für sie Vereinigungspunkte zu suchen.

Gegen die Centralisation der kirchlichen Macht, wie Innocenz III sie vollendet, sucht dieser junge König die verschiedensten Kräfte vorsichtig zu verbinden und in ein leidliches Gleichgewicht zu bringen. Eben das Bewundernswerthe ist an ihm, das Talent anzuerkennen,

gelten zu lassen und zu combiniren. Aber übersehen wir ja nicht, daß die härteste Noth ihm hier eine unerbittliche Zuchtmeisterin war.

Es ist nichts Glänzendes in dieser Politik. Fast möchte uns sein Auftreten an jene seltenen Charaktere erinnern, die, scheinbar matte, vorsichtige, ja thatenlose Jünglinge, plötzlich unter der Gewalt der Ereignisse zu gewaltigen Gedanken und Thaten sich ermannen. Doch so allerdings war er nicht. In dieser behutsamen Haltung keimten sicher die Gedanken einer neuen Zeit und ihrer productiven Politik. Der römische Stuhl selbst war es, der durch Einen Schlag ihm plötzlich dazu die Bahn öffnete.

Er war in Deutschland in die Bewegung eines neuen Kreuzzugs hineingerissen worden. Als er sich noch einmal rüstete, Aachen und Köln, das letzte und festeste Bollwerk der Welfen anzugreifen, hatte die Predigt für den heiligen Krieg jene unteren Lande gerade mit neuer Gewalt erschüttert. In diese Bewegung hinein stieß sein Heereszug. Er warf sich an ihre Spitze. Gleich nach seiner Krönung hörte er eine Kreuzpredigt im Münster, nahm das Kreuz, hörte am folgenden Tage nochmals die Prediger Stunden lang und vereinigte seine Bemühungen mit den ihrigen, um die Fürsten zur Betheiligung an dem heiligen Unternehmen zu bestimmen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dieser Schritt ihm seinen Einzug in Köln wenige Tage darauf wesentlich erleichterte; Schirrmacher hat sehr gut ausgeführt, wie geschickt er ihn benutzte. um in Deutschland seine Macht zu verstärken und zu sichern. Das Kreuz hat ihm manche Rüstung und manche Feldschlacht erspart, aber es verpflichtete ihn auch zu einem Unternehmen, das allen Erfahrungen nach schwieriger und unberechenbarer war als jeder occidentalische Krieg. Die Kämpfe um Damiette sind bekannt genug: zum Theil traten ganz neue Kräfte hier zum erstenmal in den Orientkrieg ein. Der Occident von den Friesischen Marschen bis nach Sicilien folgte den Siegen und Niederlagen in Egypten mit der Theilnahme des Nachbarn und Blutsverwandten. Hier erheben sich auch unsere Chroniken durch rein persönliche Interessen zum Mitgefühl an einer Angelegenheit der ganzen Christenheit. Friedrich hatte sich selbst in diese Aufregung hinein geworfen. Daß er an die Heiligkeit der Aufgabe glaubte, dafür ist uns wenigstens voller Beweis die Ver-

bindung, in der er lang über jene Jahre hinaus mit Herrmann von Salza und Bruder Elias, dem Liebling des heiligen Franz, blieb. Seine heutigen Gegner übergehen diesen wichtigen Umstand oft ganz mit Stillschweigen.

Aber allerdings widerstritt seine ganze Natur dem wilden und unbändigen Enthusiasmus der für die große Aufgabe immer neu sich bewegenden Massen, und die Erinnerung an Konrad III und Friedrich I war nicht dazu angethan, ihn ohne Bedenken an ihre Spitze treten zu lassen. Es kam noch ein Zweites hinzu, sein steigendes Mißtrauen gegen die päpstliche Politik.

Friedrich hat seine Ansicht über die staatsgefährliche Richtung der römischen Curie zuerst in dem Manifest ausgesprochen, mit dem er wahrscheinlich schon 1227 den Bann Gregor's IX beantwortete. Vor allen hebt er darin die englische Politik Innocenz III hervor. Unzweifelhaft hatte sie wesentlich dazu beigetragen, den welfischen Widerstand auch in Deutschland zu brechen. Als Friedrich in Köln einzog, hatte Johann ohne Land in offener Fehde mit seinen Baronen sich von Neuem nach Rom gewandt. Wenige Wochen darnach erklärte der Papst den englischen König der eingegangenen Verpflichtungen los und ledig. Gerade auf diese zweischneidige Politik weist Friedrich als auf ein warnendes Beispiel hin. Die offene Erklärung wirft ein deutliches Licht auf sein Verfahren von seiner Krönung an bis zu diesem Manifest. In der großen Arbeit, den deutschen Parteien gerecht zu werden, drohte ihm immer das Bild jener unsichtbaren, rastlosen Gewalt, die keine Verbindung fesselte und die, über allen Rücksichten hinweg, das Gewicht ihrer gottgeweihten Auctorität bald hierhin, bald dorthin schleudern konnte. Sie hatte ihn nach Deutschland geworfen, Sicilien war so gut wie in ihren Händen und die Wechselfälle eines orientalischen Kriegs, eines Kreuzzugs, die ihn erwarteten, öffneten ihr sein italienisches Reich vollständig.

Die Katastrophe, welche ihn aus dieser unsichern und unberechenbaren Lage herausriß, erfolgte durch Gregor's IX Bann eben im Jahre 1227. Friedrich gieng dessenungeachtet in See und setzte sich selbst in der Kirche des heiligen Grabes die Krone der Könige von Jerusalem auf das Haupt. Die entschuldigenden Er-

klärungen, mit denen er bei dieser Feierlichkeit der päpstlichen Politik erwähnte, standen allerdings zu den heftigen Aeußerungen jenes ersten Manifestes in einem unverkennbaren Widerspruch. Offenbar trat Friedrich, als er jenen wichtigen Akt vollzog, seinem eigenen Gefühl nach der Kirche als glücklicher Sieger gegenüber. Der Erfolg des heimkehrenden Heeres über das päpstliche Invasionsheer und der glückliche Gang der darauf folgenden Verhandlungen warfen die Kirche für ihn zunächst aus der dominirenden Stellung, die er früher immer nur vorsichtig zu umgehen gesucht hatte.

Es waren das Alles Ereignisse von der größten Wichtigkeit: Zum erstenmal war ein Kreuzzug ohne die Leitung, ja gegen den Willen des päpstlichen Stuhles unternommen und glücklich vollendet. Was auch die öffentliche Meinung an dem Vertrag mit den Ungläubigen auszusetzen haben mochte, der Hochmeister des deutschen Ordens erklärte sich mit den gewonnenen Resultaten einverstanden, selbst die Kölner Chronik sagt: „Der Kaiser Friedrich machte, nachdem er Jerusalem und einen Theil des heiligen Landes gewonnen hatte, mit den Saracenen Frieden.“ Der Papst selbst erkannte bald das Geschehene an.

Es wird wenig Momente in der Geschichte geben, wo es einer vorsichtigen und Schritt vor Schritt überlegenden Politik so reine Resultate mit einem Schlage zu ziehen verstattet ward. Es war, als ob jenes „subsidium divinum“ ihm mit Einem Mal für alle Stunden der Aufopferung und des Zauderns entschädigen wollte. Während er nach Syrien in See gegangen, hatte die Schlacht von Bornhövede die deutsche Ostseeküste definitiv befreit und für seine Politik die lästigen Aufgaben gelöst, die ihr die dänischen Verhältnisse Jahre lang stellten.

Aus dieser Zeit haben wir neben den Aeußerungen gläubiger Zuversicht in seinen eigenen Manifesten die unläugbar hämischen Bemerkungen mohamedanischer Schriftsteller, die sich über die verhängnißvolle Einmischung des Kaisers in ihre Angelegenheiten auf solche Weise zu trösten suchten. Wir können diese Quelle nicht für lauter halten. Ebenso wenig aber darf man läugnen, daß der Mann, der die Kühnheit hatte, im Bann sich selbst jene Krone aufzusetzen, der damaligen Kirche gegenüber höher trat, als je Heinrich IV oder

Friedrich I gestanden. Es war ein Act religiöser Selbstständigkeit, desto bedeutender, je entschiedener dabei die großen Aufgaben der Christenheit von einer neuen Politik vertreten und festgehalten wurden. Und wesentlich von hier an werden wir den neuen und klaren Geist zu datiren haben, der in der nächstfolgenden Zeit alle Unternehmungen und Anordnungen auszeichnet.

Wesentlich waren es deutsche Staatsmänner, die Friedrich bei dieser überraschenden Entfaltung seiner Politik unterstützten: die Straßburger Annalen erklären die Opposition der Templer und Hospitaliter daher, „daß er sich in allem des Raths und der Hilfe der Alemannen bediente“. Heinrich von Neifen und Anselm von Justingen, vor 17 Jahren die Berather seiner ersten Schritte, sind bei dieser zweiten und noch kühneren Unternehmung ihm zur Seite, aber vor allen Herrmann von Salza. Bald darauf erscheinen eine Reihe deutscher Fürsten an seinem Hof und tritt namentlich Bischof Siegfried von Regensburg, ein Verwandter der Herren von Bolanden, an die Spitze der Geschäfte. Böhmer meint zwar, daß diese Fürsten, „wie man vermuthen darf, sich in Folge eines gefaßten Reichstagsbeschlusses, um zwischen Papst und Kaiser zu vermitteln, an das kaiserliche Hoflager begaben“. Aber ein Mann, der wie Siegfried noch Jahre nach dem Concil von Lyon bei Friedrich aushielt, in den wichtigsten Angelegenheiten sein zuverläßigster Vertrauter neben dem Hochmeister, hat doch wohl die kühne Wendung, die damals seine Politik nahm, mit voller Billigung begrüßt. Zu diesen deutschen Laien und Geistlichen tritt dann in den nächsten Jahren schon Erzbischof Jakob von Kapua, der Verfasser der Constitutionen, wie Winkelmann gezeigt. Siegfried war von Gregor IX als „vir vita et fama praeclarus“ zu seiner Stelle empfohlen, Jakob verdankte seine Würde Honorius III, Herrmann hat auch später nicht einen Augenblick das Vertrauen Gregor's verloren.

Diese Gestalten geben den kaiserlichen Geschäften der folgenden Jahre einen Charakter von Klarheit, Entschiedenheit, sittlicher und intellectueller Größe, die ihr neuere Kritiker umsonst abzusprechen suchen. Eine Fülle politischer Gedanken geht aus diesen Kreisen unmittelbar hervor: die geordnete Verfassung der sicilischen Monarchie, die Anfänge einer kirchlich-staatlichen Cultur an der Weichsel, die

leitenden Principien einer neuen deutschen Politik und dann vor allen die Ausbildung der Imperatorengewalt, wie das Papstthum sie kaum noch gekannt hatte.

Der lebhafte Kampf, in den Friedrich und seine Staatsmänner sehr bald mit einem Manne wie Gregor gerathen mußten, erschwert die klare Beurtheilung der streitenden Parteien außerordentlich. Aber zweierlei steht doch zunächst fest. Man hat kaiserlicher Seits stets den Ketzern gegenüber eine feste und unzweifelhafte Haltung bewahrt, während die Kirche selbst eingestand, daß sie nicht immer hier unter dem Drang der Verhältnisse die wünschenswerthe Strenge habe innehalten können, und in dem langen Zeitraum, wo der römische Stuhl dem Einfluß Friedrich's während der Vacanz offen stand, ist wenigstens der offene Versuch einer kaiserlichen Wahl nie gemacht worden, wie die Staatsmänner Friedrich's I ihn wiederholentlich ausgeführt hatten.

In diesem Sinne streng kirchlich und selbst reich an neuen und segensreichen kirchlichen Gründungen würde diese ganze Richtung in ihrem Gewicht und ihrer Bedeutung uns wahrscheinlich noch klarer entgegentreten, wäre sie nicht eben schließlich ihren römischen Gegnern unterlegen.

Innocenz III hatte mit dem Bestand der alten Verfassung, ein königlicher Repräsentant der alten Hierarchie, ein Verwalter und Leiter ihrer Kräfte, geschaltet; unter Honorius erst wurden die neuen besitzlosen Orden anerkannt, aber noch stand Bruder Elias, Friedrich's Freund, neben dem Gründer an der Spitze dieser rasch aufstrebenden gewaltigen Macht. Gregor IX, damals Cardinal, war der Hauptvertreter der strengeren Richtung, unter seinem Schutz wurden die minderen Brüder von der Contemplation mitten in die Bewegung einer gewaltigen Zeit hineingeführt. Bei Honorius' Tod war der erste Gewählte des Conclave der Cistercer Conrad von Urach, der zweite Gregor, der Freund und feurige Vertreter des heiligen Franz. Wir haben keinen Grund, den Bericht zu bezweifeln, nach dem die beiden gewaltigen Naturen in dieser Stunde sich gegenseitig mit ernster Entsagung anerkannten: Conrad trat zurück, Gregor wurde dann einstimmig gewählt. Aber das ist doch deutlich: von den beiden Orden deren Repräsentanten hier vor den Stufen des päpstlichen Stuhls standen, bezeichnete der eine die alte Kirche, in ihren festen, wohlge-

ordneten Bahnen, mit übersehbaren und segensreichen Kräften, der andere eine ganz neue, erregt von einem schrankenlosen und rücksichtslosen Enthusiasmus, leidenschaftlich und im besten Sinne gewaltthätig. Die Ziele dieser letzteren waren nicht zu bestimmen, sie waren noch unklar und eben deßhalb desto unheimlicher.

Der Gedanke der päpstlichen Universalmonarchie und Weltherrschaft, auch im weltlichen Sinne, war schon älter als Innocenz III, es kann nicht bezweifelt werden, daß er schon Gregor VII vorschwebte und wir haben gesehen, wie ihn Otto von Freisingen in der nächsten Nähe Friedrich's I vertrat. Aber die Idee trat bald zurück, bald in den Vordergrund, sie wurde bald idealer und feiner, bald praktischer und roher aufgefaßt. Sie schien mit der Intensivität der religiösen Gefühlswelt damals in einem unmittelbaren Verhältniß zu stehen. Wie Gregor's gewaltiger Gedankenflug aus den contemplativen Kreisen von Clugny, trotz aller Bedenken und Bekenntnisse, sich immer neu kräftigte, so trat das Papstthum von Cisterz in Eugen und Bernhard an die Spitze der Weltangelegenheiten, so vereinigte Innocenz den Asketen und den „Stellvertreter Christi“ in einer Person, und so endlich stand Gregor IX neben den Wundern und Seligkeiten St. Bernhard's voll von dem leidenschaftlichen Gedanken, die Herrschaft der Welt gegen die ganze Welt zu behaupten.

Es hatte gegen diese Fanatiker der Contemplation und großen Politik bis dahin nie an einer kirchlichen Reaction gefehlt. Ich meine nicht die extreme, im entschiedenen Sinne heretische, sondern die conservative, wollte man moderne Ausdrücke gebrauchen, die des kirchlichen Centrums. Eine solche Richtung ist zu Heinrich's IV Zeit dauernd in der Diöcese Lüttich literärisch und politisch festgehalten worden, Rainald von Köln brachte sie überaus energisch gegen die Kirche zur Geltung, als die Extremen nach Bernhard's Tod vollständig gebrochen schienen. Wir sahen oben, daß die schärfsten Consequenzen der Politik Friedrich's I nicht von dem Kaiser selbst, sondern von dem Erzbischof von Köln festgehalten wurden. Und so sollte man auch in jenem Kreise, der Friedrich II nach seinem Kreuzzug umgibt, gerade die kirchlichen Staatsmänner und ihre kirchlichen Gedanken nicht übersehen. Ihre Politik ist, wenn auch dem unbeschränkten Supremat des Papstes, so doch keineswegs den kirchlichen Gewalten überall

entgegen. Sie ordnet die Geistlichkeit dem sicilischen Königthum vollständig unter, aber gleichzeitig hebt sie die deutschen Bischöfe und sucht ihre Stellung so viel wie möglich zu befestigen. Sie tritt ziemlich früh und energisch den Bettelorden entgegen, aber gleichzeitig fördert sie mit Vorliebe und Erfolg die Stellung des deutschen Ordens in Deutschland. Sie schließt allerdings mit den mohamedanischen Fürsten eine Reihe vortheilhafter Handelsverträge, aber sie behält dabei die Interessen des heiligen Landes im Auge, soweit die heillose Eifersucht und der Egoismus der dortigen Geistlichkeit es gestattet. Namentlich diesen letzteren Punkt hat Huillard-Bréholles von Neuem beleuchtet. Sie trotzt dem päpstlichem Bann wiederholentlich, aber eben sie tritt der Ketzerei mit Energie entgegen und hat die Canonisation der heiligen Elisabeth mit Eifer betrieben.

Man hat alle diese Thatsachen von verschiedenen Seiten her verdächtigt und zum Theil als die Kunstgriffe einer innerlich unwahren Politik darzustellen gesucht. Schlosser und Böhmer stimmen hier in einzelnen Punkten überraschend überein. Ein wirklicher Indicienbeweis ist, wie die Dinge hier liegen, nicht zu führen, aber wenn dann in diesem Verfahren für den Angeklagten die Berufung auf das Zeugniß seiner Genossen gestattet wird, so wird es in der Geschichte wenig solcher Eideshelfer geben, wie ihrer einer in Herrmann von Salza Friedrich zur Seite steht. Wir meinen nicht jene Heroengestalt, als die spätere Bewunderer ihn hingestellt, sondern einfach den Gefährten Friedrich's in allen großen Geschäften und Gedanken seiner damaligen Politik, der in den dänischen und syrischen, in den deutschen und italienischen, in den kirchlichen und weltlichen Fragen immer ihn anerkannt hat und nicht allein von ihm, sondern eben so sehr von der römischen Curie anerkannt worden ist. Wir lassen die emphatischen Ausdrücke des Lobes, mit denen Kaiser wie Papst ihn bezeichnen, auf sich beruhen, jedenfalls bleibt doch der Eindruck einer seltenen Klarheit, Kraft und Billigkeit untrennbar von seinem Wesen: es bleibt weiter eben jene Vereinigung einer großen kirchlichen Selbstständigkeit und des lebhaftesten Interesses für den Bestand und Fortschritt der Kirche, einer ganz kaiserlichen Politik und der segensreichsten Theilnahme für die Unabhängigkeit kirchlicher und communaler Bildungen. Es bleibt mit einem Worte das Bild eines Staatsmannes, wie es auch Friedrich

damals bot, und eines Ehrenmannes, der niemals für nöthig erachtet hat, seine Bahn von der des Kaisers zu trennen.

Diese, wie wir meinen, in sich zusammenhängende und wahrhaft kirchliche Politik war wesentlich bedingt durch die Entwicklung der weltlichen Kräfte, über die Friedrich zu verfügen hatte.

Von vornherein kommt es uns darauf an, diese eben in jener Zeit zu erfassen, bei der wir oben stehen blieben, in den Jahren nach dem Frieden von St. Germano. Wir haben oben gezeigt, daß Deutschlands Verfassung und Cultur von der aller übrigen Völker so eigenthümlich und so vortheilhaft sich zur Zeit Friedrich's I unterschied, daß eben dadurch dessen Politik so wie sie ward, bedingt sein mußte. Friedrich II fand sehr wesentliche Züge unseres nationalen Lebens ebenso vor. Er mußte in den ersten Jahren seiner Regierung die Dinge nur zu sehr anerkennen wie sie einmal lagen, aber er konnte auch unmöglich diejenigen Thatsachen übersehen, deren Bedeutung nicht nur in den momentanen Verhältnissen, sondern in dem großen Gang unserer Entwicklung lag. Die englischen und französischen Vorbilder, die man ihm heutzutage vorhält, paßten total gar nicht für unsere Verhältnisse. Und wenn ein normännischer König gewöhnlichen Schlages sein Verwaltungsschema vielleicht von Sicilien auf Deutschland nach jenem Plan Heinrich's V übertragen hätte, so ist es eben die staatsmännische Größe Friedrich's, dieß nicht gethan zu haben. Wir betrachten seine deutsche Politik seit dem Frieden von St. Germano als einen genialen und bewußten Versuch, die deutsche Verfassung auf ihrer eignen Bahn fortzubilden. Nur wurde dieser Versuch durch schwere Geschicke in seiner Ausführung gehemmt und allerdings auch von Anfang nur unternommen im engsten Anschluß an die Gesammtverhältnisse seiner Reiche. Daß Friedrich 1230 schon die Stellung vollkommen überschaute, die ihm seine Reiche und ihre ungeheuren Mittel möglich machten, kann nicht zweifelhaft sein. Ausgesprochen hat er sich selbst darüber nur einmal in den auf uns gekommenen Urkunden. „Denn“, heißt es in dem merkwürdigen Schreiben vom Mai 1237, „zu keinem andern Zweck, glauben wir, habe die Vorsehung unsere Schritte so herrlich, ja wunderbar gelenkt, als daß wir, indem wir im Orient Jerusalem und ferner das sicilische Reich und die Völker des mächtigen Deutschlands in tiefem Frieden beherr-

schen, das in der Mitte liegende rings von unsern Kräften umschlossene Italien zur Anerkennung unserer Hoheit und zur Einheit des Reichs zurückführen.« Er bezeichnet hier allerdings, im Beginne des lombardischen Kriegs, die Unterwerfung ganz Italiens als die Vollendung des Reichs. Das große System wird dadurch abgeschlossen und vollendet. Ueber die verschiedene Stellung seiner Reiche spricht er in einem fast noch merkwürdigerem Schreiben v. J. 1236, Petr. de Vineis III, 4. Jener Gedanke der Einheit war ihm gleichsam, wie er eben selbst sagt, durch seine Erfolge vorgezeichnet. Wenigstens nach einer Seite hebt Friedrich wie in der schon angedeuteten Stelle grade die Gegensätze hervor, die seine Politik bestimmen mußten, nachdem er von den Kriegen seiner sicilischen Vorfahren und ihren großen Menschenverlusten gesprochen, fährt er so gegen die Bewohner des Königreichs fort: »Aber um das Verfahren Jener nicht ohne Entschuldigung zu lassen, so war bei Euch nicht nothwendig, was bei ihnen geboten ist. Für uns bringt Deutschland viele Menschen hervor, so daß wir Euch schonen können, indem wir uns jener sicherer bedienen, weil sie mit solchen Dingen wohl vertraut sind. Wir haben Euch jedoch in diesem Stück außerdem gern deswegen verschonen wollen, weil wir es als unzweifelhaft ansehen, daß Ihr Euch dafür, daß wir in Gnaden Euer Leben schonen, gern mit freigebiger Geldunterstützung dankbar beweist.« Es ist allerdings ein sehr einfacher Gedanke, daß Deutschland die Männer und Sicilien das Geld zu seinen Kriegen geben soll, aber betrachte man diesen Grundsatz unter den Gesichtspunkten, die ihm seine eigene Lage anwies.

Wir haben oben hervorgehoben, in welcher Lage er das deutsche Erbe seiner Väter vorfand, und an einer anderen Stelle erörtert, daß auch die Bischöfe in den letzten Bürgerkriegen zum Theil ihre Güter als Lehen und Pfandschaften vergeben hatten. Eben diese gedrückte Lage bedingte zum Theil wenigstens Friedrich's anfängliche Politik. Es war eine Situation, jener Konrad's III während seiner ganzen Regierung außerordentlich ähnlich: wieder eine Menge militärischer Kräfte, ohne die Mittel sie zu verwenden, dazu der Gegensatz der Reichsministerialität, die ihre Hand auf ihren Pfandschaften hielt, und der Bischöfe. Friedrich I hatte sich durch seine kühne italienische Politik aus solchen Zuständen mit dem Schwerte in der Faust heraus-

gearbeitet. Friedrich II begann sein Königreich diesseits und jenseits des Faro zur Goldgrube auszubauen, die ihm die in Deutschland verlorenen Einkünfte ersetzen sollte.

Der Charakter dieser Verwaltung zeigt sich namentlich auch nach der Darstellung Huillard-Bréholles und der fleißigen Arbeit Winkelmanns immer deutlicher als der einer vollendeten absoluten Monarchie. Aber auch die neueste Darstellung der normännischen Verwaltung in England hat zur Evidenz erwiesen, daß der Grundgedanke auch dieser eben die concentrirteste königliche Gewalt war. Je mehr die gleichzeitige Schwächung des englischen Königthums Friedrich mit Schauder erfüllte, desto mehr begreift sich die Vorsicht, mit der er seinen normännischen Staat gegen das so benachbarte Papstthum fest zu organisiren suchte. Nur war diese Tyrannis nicht die räthselhafte Ausgeburt seines Geistes, sondern die Consequenz einer normännischen Monarchie. Wir wollen damit weder die alte normännische Regierung Englands im Stil Heinrich's I noch die Ausbildung der sicilianischen durch Friedrich auf alle Fälle vertheidigen. Darin sind ja doch auch die neueren Beurtheiler einig, daß er mit außerordentlicher Schärfe die productiven Kräfte zu ordnen, zu sichern und zu entfalten wußte, wenn auch seine originale Staatswirthschaft in ihrer jugendlichen Heftigkeit und Barbarei sich furchtbare Fehlgriffe zu Schulden kommen ließ.

Wenn nun aber Friedrich zunächst in diesem einfachen Gegensatz Deutschland und Sicilien gegen einander hielt, so ließ er damit doch die nichtmilitärischen Kräfte unserer Nation keineswegs unbeachtet und ungefördert. Hier freilich gehen die Urtheile viel schroffer auseinander. Es wird gestritten, ob König Heinrich's Gesetze gegen den Vater gerichtet waren, wie Löher will, oder ob sie von Friedrich mit feiner Berechnung gegen den Sohn veranlaßt waren. Ueber den Sinn dieser Gesetze selbst, die Friedrich dann jedenfalls doch bestätigte, ist die Debatte eben so wenig geschlossen. Darüber allerdings ist nun kein Zweifel, daß beide Könige den geistlichen wie den weltlichen Fürsten wichtige Concessionen machten. Eine wesentliche Förderung der Landeshoheit wird jeder in den Zugeständnissen der Reichstage von Worms und Ravenna sehen. Aber daneben behielten offenbar der König und sein Vater in Betreff ihrer eignen Städte sich immer freie Hand. Es ist kein Gesetz nachweisbar, wodurch Friedrich oder sein

Sohn den Fürsten einen Einfluß auf die innere Verfassung der königlichen Städte eingeräumt hätten.

Diese Städte waren, als Friedrich nach Deutschland kam, der Hauptbestand des Reichsguts und Hausguts. Sie waren in stetiger rascher Entwicklung begriffen, wie wir oben sahen. Eben weil die Fürsten sich von ihnen beeinträchtigt fühlten, forderten und erhielten sie jene Zugeständnisse 1230 und 1231. Und wenige Jahre später ist es ganz unverkennbar, daß Friedrich den Aufschwung nicht allein seiner, sondern auch fürstlicher Städte offen fördert und beschützt. Wir wollen hier nur noch einmal daran erinnern, daß eben in jener Zeit 1232 Hermann von Salza die Gründung unabhängiger städtischer Gemeinden zu einem Grundzug der Politik seines Ordens machte. Endlich in den letzten Jahren Friedrich's verficht sein Sohn Konrad an der Spitze städtischer Heere die Interessen seines Hauses gegen die päpstliche und fürstliche Politik.

Allerdings erhält durch diese Züge, wenn man sie gelten läßt, die Staatskunst Friedrich's II ein Aussehen, wesentlich von demjenigen Bilde verschieden, das man gewöhnlich aufzustellen pflegt. Er arbeitet, kann man sagen, nicht gewaltthätig von oben herab, sondern mit feinem und klarem Gefühl für die Unterschiede der Verfassungen und Culturen von unten herauf. Jener rohe Gegensatz des männerreichen Deutschlands und des geldreichen Siciliens wird der tiefe Grundzug einer weise erwägenden Politik. Er unterwirft die städtische Cultur, in Sicilien die Grundlage seines Absolutismus, den deutschen Fürsten, den Häuptern und Mittelpunkten jener großen militärischen Kräfte, aber gleichzeitig läßt er seinen Städten Luft und Licht, soweit von Anfang die deutsche Verfassung sie gewährte. Daß dessen genug war, zeigt eben die rasche und wunderbare Machtentwicklung. Aus den „Städten oder Flecken, in denen Märkte gehalten werden“ im Anfang seiner Regierung, sind am Ende jene kräftigen Communen geworden, mit denen ein Feldherr wie König Konrad seine Kriege führt. Der Fortschritt unserer Cultur ist mit nichten unterbrochen, während allerdings die sicilische den furchtbaren Anforderungen der Zeiten keinen Stand halten konnte: die Colonisation schreitet fort und hat eben durch Hermann v. Salza's Hand einen neuen und segensreichen Mittelpunkt gewonnen.

Wir haben in den Bestand von so verschiedenen und interessanten Thatsachen noch eine einzufügen, ehe wir das Bild dieser großen Thätigkeit im Stadium ihrer höchsten Blüthe abschliessen.

Die Reichsdienstmannen hatten seit der Wahl König Philipp's an Einfluß auf die Reichsangelegenheiten stätig gewonnen. Grade die früher welfischen Geschlechter waren seit jener Zeit in den Vordergrund und in die nächste Nähe der Könige getreten. Friedrich hatte nach der Wahl seines Sohnes die Bedeutung dieses Standes und dann eben diese Geschlechter durch den Einfluß anerkannt, den er ihnen bei der Reichsverwaltung und der Leitung des jungen Königs einräumte. Grade diese dienstmännischen Namen sind es nun, die uns in den letzten Jahren König Heinrich's bei seinen wichtigsten Verhandlungen, wie in den täglichen Ausfertigungen besonders häufig begegnen. Der Schenk Konrad von Winterstetten, die Truchsessen von Waldburg erscheinen noch 1234 in Heinrich's Urkunden sehr häufig als Zeugen, der Marschall von Justingen vermittelt Heinrich's hochverrätherischen Bund mit den lombardischen Städten, die Schenken von Limburg endlich, die erst um 1230 vom Main nach Schwaben übersiedelten, sind, ebenfalls in der nächsten Umgebung des Königs, die eigentlichen Gegner der Hohenlohe's, deren Vergewaltigung einen Hauptpunkt in Friedrich's Klagen gegen seinen Sohn bilden. Neben diesen Dienstmannen steht noch hier wie früher Heinrich von Neifen, der die französische Politik des jungen Königs als Gesandter in Frankreich einleitet.

In diesem Zusammenhang also erscheinen die schwäbischen freien Herren und Dienstmannen noch einmal bemüht, auf ihre eigne Hand die Geschicke des herrschenden Hauses zu bestimmen. Eine neuentdeckte sicilische Chronik berichtet, daß die Deutschen in Friedrich's Kreuzheer sich weigerten, den Kaiser in dem Feldzug gegen den Papst zu unterstützen, erst durch widrige Winde seien sie zu ihm zurückgeführt worden und dann mit großem Erfolg thätig gewesen. Dieß ist für mich die erste Spur von einer Abneigung gegen das süditalische Königthum in diesen Kreisen. Daß dann die Absichten des jungen Königs und seines Anhangs immer deutlicher dem Ziel einer Herrschaftstheilung zutrieben, hat Schirrmacher nachgewiesen. Wie sehr aber den Kern dieser Partei eben die Dienstmannen bildeten und wie man sie auch

hier noch in ihrem alten Gegensatz gegen Köln aufzufassen hat, das zeigen schließlich Friedrich's Maßregeln. Auf die Unterwerfung seines Sohnes folgte die Verschwägerung mit dem englischen Königshause, die namentlich Köln mit unmäßigem Frohlocken begrüßte und dann das Reichsgesetz des Mainzer Hoftags vom Aug. 1235. Dieß letztere trägt die Spur seines Ursprungs nicht allein darin an seiner Stirn, daß es so ausführlich von der Strafe der Söhne welche etwas gegen ihre Väter beginnen und deren Helfershelfer handelt, sondern auch darin, daß es nach jenen Bestimmungen sogleich die mitschuldigen „Ministerialen und Menschen knechtischen Standes“ ins Auge faßt und dann erst „alle anderen, mit deren Rath und Hülfe sich der Sohn gegen den Vater vergangen hat.“ Bei der letzteren Kategorie wird gegen doppelten Schadenersatz Ehr= und Rechtlosigkeit erlassen, bei den Ministerialen aber nicht.

Es war die Reichs= und Hausministerialität, die Friedrich in jenem Aufstand in ihren bedeutendsten Männern von ihren früheren Gesichtspunkten aus entgegengetreten war. Das Mainzer Gesetz gab sie dem entrüsteten Kaiser vollständig in die Hand und löste jenen gewaltigen Einfluß, der ihn, seinen nächsten Vorfahren und seinen Sohn wie ein Schicksal gelenkt aber auch niedergedrückt hatte.

Heinrich war ebenso wenig wie Philipp im Stande, jener Macht die Stange zu halten; liebenswürdig im Umgang und den Freuden desselben nur zu ergeben wie jener sein Großoheim war er offenbar durch die Genüsse eines reichen Daseins und die Lockungen eines üppigen höfischen Lebens für diese Aufgabe immer untauglicher geworden. Die Opposition dieser ritterlichen Kreise hatte sich desto ungescheuter gegen den Kaiser gewandt. Bis zu dem Kreuzzug unter päpstlichem Banne, waren sie ihm im alten Stil gefolgt; hier trennten sich ihre Wege. Jene unsichere, bald verwegene, bald verworrene Manier, durch die sich Heinrich's spätere Jahre besonders bemerklich machen, das Hin= und Hertappen von einem Tag zum andern neben halsbrechenden Entschlüssen und unsittlichen Mitteln gehört zusammen mit der mäcenatischen Förderung einer sinkenden und luxurirenden Poesie. Ganz vervollständigt wird das Bild noch dadurch, daß der große Mäcen der höfischen Sänger, jener „werthe Schenk von Winterstetten“ bis zum 21. Aug. 1234 wenigstens Heinrich's Begleiter, gleich nach

dem Tage von Frankfurt in Friedrich's unmittelbarer Nähe erscheint und dann bei ihm wieder zu hohen Ehren emporsteigt.

Im Gegensatz gegen solche Kräfte mochte Friedrich mit besonderem Nachdruck für Deutschland die Bedeutung der Fürsten, als der Säulen der kaiserlichen Gewalt urgiren, wie wir das schon oben hervorgehoben. Es war eine Klärung seiner Politik, daß er die Uebermacht der Reichsministerialität brach, die Macht der Fürsten entschieden anerkannte, der freien Entwicklung der Reichsstädte kein Hinderniß in den Weg legte, und gleichzeitig durch die Annäherung an England die Kölner Interessen mit den seinigen vereinigte.

Diese Resultate des Jahres 1235 dürfen wir als den Schluß seines Systems betrachten, so weit es sich ungehindert und unverwirrt entwickeln mochte. Der große Gegensatz, der Deutschland zerrissen, ist aufgehoben. Friedrich ist Herr seiner Ministerialen, seine Städte schreiten auf der Bahn freier und gewaltiger Entwicklung weiter, jetzt die natürlichen Verbündeten der Kölner Politik. Zu diesen königlichen Städten gehört Lübeck der Mittelpunkt der östlichen Verhältnisse und in Culm und Thorn hat Herrmann von Salza das Prinzip städtischer Selbständigkeit im ferneren Osten zur Geltung gebracht. Diese städtische Macht ist so stark, daß sie zehn Jahre später die Hauptstütze der königlichen Gewalt bildet. Die Fürsten ihrer Seits erscheinen zunächst noch immer als die Säulen des Reichs, für dessen Gerichtsverfassung in dem judex curiae ein neuer Mittelpunkt gewonnen ist. Bemerke man wohl, daß die Reichsstädte noch nicht wie zu Rudolph's Zeit unter der Last immer neuer Steuern dem Adel gegenüber den Landfrieden mit gewaffneter Hand behaupten müssen. Der starke und doch elastische Druck der königlichen Gewalt beruht in ihrer sicilischen Selbständigkeit. Die normännische und die deutsche Monarchie ergänzen und bedingen sich wesentlich. Je klarer aber dieses Verhältniß als die Grundbedingung der ganzen Politik hervortritt, desto deutlicher erhellt die Nothwendigkeit für Friedrich, abgesehen von allen anderen Plänen, die Verbindung zwischen beiden Reichen durch die Unterwerfung der Lombarden zu sichern.

Wir sind mit diesen Betrachtungen an dem Anfange seines lombardischen Krieges angelangt. Wollten wir von hier aus noch weiter diese Dinge nur wie bisher verfolgen, so würden wir die Grenzen

dieses Artikels bis zur Ungebühr überschreiten. Die Aufgabe, die folgenden Ereignisse und Bildungen unparteiisch zu beurtheilen, wird mit jedem Jahre schwieriger, weil der Kampf bis zur äußersten Leidenschaftlichkeit vorschreitet. Blicken wir hier noch einmal zurück.

Die staufische Dynastie trat das Kaiserthum an zu einer Zeit der entschiedensten Uebermacht der Kirche. Wir haben ihren fast ekstatischen Zustand zu jener Zeit zu schildern versucht. Er brach nicht durch die Staufen, sondern in Folge seiner eigenen Ueberspannung zusammen. In die so geklärten und ernüchterten Verhältnisse trat Friedrich I ein, mit Selbstbewußtsein aber mit einer Besonnenheit, die den Blick immer auf die untergegangenen Ideen gerichtet hielt. Allerdings riß ihn Jahre lang Rainald's von Dassel Verwegenheit aus seiner sicheren Bahn, die er im Frieden von Constanz mit großen Einbußen wieder gewann. Der Gedanke eines deutschen Patriarchats gehörte aber auch nicht Rainald, sondern dem System der herrschenden römischen Kirche, gegen welches er reagirte. Friedrich's gesunde und lebensfähige Gedanken lagen auf einem ganz anderen Gebiet, dem eines großen und lebendigen militärischen und administrativen Systems. Nach Heinrich's VI Tode war die Reichsministerialität im gewissen Sinne der Erbe seines Nachlasses. Mühsam, Schritt für Schritt und wesentlich mit Hilfe der deutschen Bischöfe entwand sich Friedrich dem Einfluß dieser Gewalt und der Abhängigkeit vom römischen Stuhl. Plötzlich führte ihn Gregor's IX leidenschaftliches Vorgehen aus diesen Engen auf jenen freien Standpunkt, als dessen deutlichste Repräsentanten wir Jakob von Capua, Siegfried von Regensburg und den Hochmeister Hermann bezeichneten. Eine klare Erkenntniß der verschiedensten Verhältnisse wußte damals die Wirksamkeit der mannigfaltigsten Kräfte und Gewalten für die großen Aufgaben der Herrschaft zu vereinigen. Die alten nutzlosen Traditionen wurden abgeworfen, die lebendigen erhalten, neuen Richtungen Luft und Gedeihen gestattet. Neben den großen Gesichtspunkten des Staates treten die der Kirche, aber freilich immer klar, ohne Leidenschaft, mit sicheren Zielen, deutlich hervor.

Wo war in diesem Zusammenhang nur der mögliche Keim eines Planes zur Gründung eines weltlichen Papstthums wie Huillard-Bréholles ihn vermuthet? Friedrich war der absolute Monarch Sici-

liens, aber in Deutschland keineswegs derselbe Absolutist, und er veranschlagte die Stellung dieses Reichs mit seinen besonderen Kräften sehr hoch in dem ganzen System seiner Regierung. Ja gerade sein ganzer deutscher Einfluß beruhte wesentlich auf den deutschen Bischöfen.

Und allerdings sind die Belege, die unser französischer Verfasser für diese Behauptung vorbringt, außerordentlich schwach. Eine Reihe von Privatbriefen aus des Kaisers nächster Umgebung, nach dem Concil von Lyon geschrieben, geben den eigentlichen urkundlichen Beweis. Man wird gern zugeben, daß in dieser Periode die bisherige Haltung Friedrich's eine wesentliche Veränderung erlitten hatte. Herrmann von Salza war gestorben, Siegfried von Regensburg hielt noch einige Jahre, aber nur noch einige Jahre in der furchtbaren Stellung neben dem Kaiser aus. Seit 1234 tritt Peter de Vineis, zuerst als Gesandter in England in das volle Licht dieser Kreise, dann, während die Geistlichen aus des Kaisers nächster Nähe, mehr und mehr schwinden, wächst der Einfluß und das immer deutlichere Bild dieses mächtigen Juristen. Die Zeiten der höchsten Noth und des heftigsten Kampfes führen, wie Winkelmann gezeigt hat, seit 1240 zu einer immer größeren Concentration der sicilianischen Verwaltung; obgleich aber auch diese nicht ausreicht und Friedrich in eine unauflösbare Kette drückender Anleihen und überspannter Finanzspeculationen sich verwickelt sieht, so gestaltet sich doch gleichzeitig unter der Hand seines energischen Sohnes König Konrad's das Verhältniß der deutschen Städte zum Kaiser immer selbständiger und energischer. Man sieht, die Grundgedanken treten eigentlich auf diesen Gebieten nur schärfer in ihrer ursprünglichen Richtung hervor, das große Ganze arbeitet in seinen verschiedenen Theilen rastlos nach dem alten Plan, nur mit einer fast dämonischen Energie.

Für diese späteren Zeiten eröffnen uns eben die Briefe des Peters des Vineis einen offenen Blick in den täglichen Ton der Geschäftsführung.

Was zunächst und am unangenehmsten in diesen Briefen auffällt, das ist ohne Frage die unmäßige Geltung, die in ihnen den Interessen und der Ehre des kaiserlichen Dienstes zu Theil wird. Namentlich die Trostbriefe des 4. Buches wiederholen für uns bis zum Ekel den

Gedanken, daß die Hinterbliebenen der im kaiserlichen Dienst Gestorbenen darin ihren höchsten Trost finden sollen „daß er (der Verstorbene), wie es z. B. heißt, nicht in müßiger Ruh unter weichlichen Vergnügungen, sondern rastlos mit der Erfüllung unserer Dienste beschäftigt starb“ oder „daß er, zu unsern Diensten berufen, an unserem Hofe ein rühmliches Ende fand“, oder endlich, „daß er in fester ausharrender Ergebenheit, wie sie kaum einem Jüngling zufallen kann, lieber dem blutigen Tode erliegen, als mit Aufgabe unseres Dienstes in der Entfernung für sein eigenes Beste sorgen wolle.“ Alle diese Redensarten sollen für die Betroffenen immer den letzten und höchsten Trostgrund enthalten, und es kann keine Frage sein, daß grade diese häufige Wendung in dem Zusammenhang jener Zeiten irreligiös erscheinen muß. Nur darf man freilich nicht übersehen, daß grade zur Zeit ihrer Abfassung — der letztangeführte Brief bezieht sich auf die Niederlage von Victoria — die Treue gegen Friedrich's Person der einzige Halt seiner Partei war und auch an und für sich wirklich ein Zeichen wahrer Energie heißen konnte. Denn eine eben so auffallende Thatsache ist daneben die persönliche Gleichstellung des Kaisers und wenigstens seiner hervorragenderen Diener. Schlosser hat ep. III, 2 als Beweis für die falsche Art dieses Hofs angeführt; wir wüßten kaum für die rücksichtsvolle Art Friedrich's und für das stolze Selbstbewußtsein des Kanzlers einen bessern Beweis als die Worte: „Ich gestehe, mein Herr, daß jene Worte von einer großen Gunst zeugen, wenn sie nicht das Gegentheil enthalten, mich nämlich der Trägheit und Nachlässigkeit anschuldigen. Ist dieß der Fall, so erhebt sich dagegen die Stimme der Unschuld und ob es ein Mensch oder Engel wäre, der sich darin gefiele, welchen Namen er auch hätte — er hätte doch den Muth verloren unter den Söhnen der Wahrheit.“ Damit vergleiche man Friedrich's Anschuldigungen an einen Justitiar und dessen mannhafte Vertheidigung ebd. 65 f. oder den Brief, in dem der Kaiser sich entschuldigt, Ezzelin nicht früher seine günstigen Erfolge gemeldet zu haben ebd. 8, und der eigenthümliche Geist der Offenheit der hier deutlich zu Tage tritt wird auch zum Theil anderen Correspondenzen, wie den häufigen Schreiben an einzelne Communen, namentlich Palermo, einen anderen Ton verleihen. Man sieht die Gefahr steigen, den Kampf unendlich sich ausdehnen, die Besorgniß

vor Abfall wächst ebenso wie die Noth, die Ueberläufer der Gegenpartei durch Aemter oder Zahlungen zu fesseln. In solcher Bedrängniß haben allerdings die Collecten des Königreichs eine furchtbare Höhe erreicht und Friedrich's Zorn gegen die Verräther findet auch in diesen Briefen z. B. V, 2 seinen furchtbaren Ausdruck, aber andrer Seits erscheint er immer von Neuem bemüht, bei der Vertheilung der unvermeidlichen Lasten jedem gerecht zu werden. In dieser Bemühung ist er rastlos und unermüdlich, er schreibt an die Städte selbst und fordert immer wieder und immer dringender von seinen eigenen Beamten die pünktlichste Controle der gesammten Verwaltung. Wenn er in seinem Testament die Reduction der Collecten auf den alten Fuß verordnete, so war dieß nur der Ausdruck eines Strebens nach Billigkeit, das in diesen Briefen in dem Druck der größten Verlegenheiten beständig sich kund thut. Da ist er im Großen eben der, als welcher er im Kleinen den Weinberg einer Wittwe und die Beete vorstädtischer Gärtner gegen Uebergriff und Gewalt schützt.

Und neben diesen Denkmalen eines lebendigen, eifrigen und offenen politischen Verkehrs treten nun gerade hier auch die privaten Mittheilungen der bedeutendsten Staatsmänner, die damals noch mit ihm aushielten. Es sind namentlich Petrus' de Vienis nicht officielle Schreiben an seine Verwandten, an gelehrte Freunde und an jenen Genossen, der früher als er seine Kräfte für Friedrich vollständig verwerthet hatte, Jakob von Capua. "Ueber des Kaisers herrliche Thaten", so schließt er 14, 39 einen dieser Briefe, "belehrt Euch ein Brief des Fürsten, dessen Tafel einst die Hand des schreibenden Sohnes — er meint sich — noch leer und unbeschrieben berührte, um die Jungfräulichkeit seines Geistes daran zu setzen (cujus chartam scribentis filii manus nudam et vacuam aliquando tetigit et ingenium virginem defloravit.)" Diese Stelle, die ihn sich selbst, den kaiserlichen Kanzler dem Privatcorrespondenten entgegenstellt ist bezeichnend genug; der Pomp der kaiserlichen Kanzlei mit Absicht übertrieben und nicht ohne unangenehm behagliche Frivolität. „Lyra dulcisona juvenis“ sagt der Erzbischof selbst von diesen Briefen, „psallere senem fecit“. Unleugbar ist, wie die Gegner es bezeichneten, ein gewisser Epikuräismus in dieser raffinirten Sicherheit einer freien und unabhängigen Bildung, mitten unter den Gefahren eines

gewaltigen politischen Kampfes, der freilich zur Zeit der zuletzt erwähnten Briefe stärker erst entbrannt war. Huillard-Bréholles hat die sich steigernden Angriffe päpstlicher und kaiserlicher Seits bis zu den letzten officiellen Leidenschaftlichkeiten sehr gut verfolgt, aber wir können ihm nicht Recht geben, wenn er nun Aeußerungen der Privatcorrespondenz nicht des Kaisers, sondern seiner Anhänger zur Vollendung dieser Darstellung benutzt. In der That die biblischen Gleichnisse zur Verherrlichung des Kaisers und seines Hauses begegnen hier noch viel feuriger als in Friedrich's eigener officieller Correspondenz, sie nehmen in den spätern Jahren an Klarheit, man muß sagen, an Frechheit zu. Aber sie begegnen doch auch an anderen Stellen. So wendet schon in den eben erwähnten Briefen der Erzbischof den Spruch „Ich war krank und du hast mich nicht besucht“ auf sein Verhältniß zu seinem Freunde an, Petrus selbst sagt IV, 7 von einem verstorbenen Docenten der Grammatik zu Neapel „wie ein zweiter gesetzgebender Moses brachte er den Menschen eine von Gott und nicht von einem Menschen geschriebene Grammatik.“ Wir würden diese Stellen nicht anführen, wenn nicht unser französischer Verfasser entweder dieselben oder ähnliche, wenn auch etwas höher gegriffene Redensarten, namentlich ep. III, 44 u. 55 zu dem Beweis benutzte, daß Friedrich und seine Anhänger damals entschlossener als je zuvor auf die Errichtung eines weltlichen Papstthums hingearbeitet hätten. Stellen, wie jene „es lebe also der Name des heiligen Friedrich“ oder „dieser Gesetzgeber Petrus weicht nicht von der Seite seines Herrn“ erklären sich, ohne jeden weiteren Nebengedanken vollkommen aus dem Ton dieser Kreise, ja es will uns bedünken, als verlöre namentlich der zweite Brief jede ernstliche Beweiskraft durch die Schlußphrase „Telae finis imponitur, quam stupendo contexuit Nicolaus“. diese halbhumoristische Wendung bezeichnet die Arbeit des Notars Nicolaus eben als ein rhetorisches Uebungsstück und es liegt die Vermuthung nahe, daß er dabei nur in seiner laudatio Petri de Vienis ein Seitenstück zu dessen vorhergehender laudautio Frid. imperatoris liefern wollte. Wir dürfen hierauf etwa die obenangeführten Worte des Erzbischofs von Capua anwenden „Lyra dulcisona Petri psallere Nicolaum fecit.“

Wir glauben also auch diese Anklage einer wirklich subversiven Politik

gegen den römischen Stuhl von den Staufen zurückweisen zu dürfen. Damit aber ist die Frage nicht erledigt, ob diese politischen Kreise unter Friedrich's Führung nicht schließlich doch Zielen zugeführt werden konnten, zu deren Erreichung der Ton und die steigende Emancipation ihrer Bildung ihnen wenigstens die Bahn geebnet haben mußte. Die Kirche selbst, auch jene ernste und klare Partei, die früher mit ihm gehalten, zog sich von Friedrich zurück, er sah sich genöthigt, die Interessen des deutschen Episkopats vielfach zu verletzen: der Vertreter einer neuen Cultur hörte auf, der Verbündete einer älteren zu sein und jetzt begann der kalte Fanatismus eines Ezzelin und Petrus de Vienis sich in dem Dienst eines Herren zu entwickeln, der die furchtbare Genialität besaß, jede originale Kraft für große Zwecke in freie Wirksamkeit treten zu lassen.

Wir machten schon oben auf den Umstand aufmerksam, daß Friedrich im Gegensatz zu anderen politischen Heroen im Frieden begann, um im Krieg zu endigen. Auch darin war er ihnen furchtbar unähnlich, daß er in der Ausführung seines Lebensplans, nicht wie Cäsar halb, sondern vollständig scheiterte, und daß das Gottesgericht des Erfolgs — wenn es ein solches gibt — gegen ihn sprach.

Nachwort gegen Herrn Prof. Hegel's Aufsatz: „Zur deutschen Städtegeschichte“, Bd. II S. 443 ff.

Der Verf. hat in dem vorstehenden Artikel wiederholentlich auf die Erörterungen Rücksicht genommen, die er in dem ersten Band seiner Vorarbeiten z. Gesch. d. Stauf. Periode vorgetragen hat. Da ihm bekannt war, daß Herr Prof. Hegel denselben in dieser Zeitschrift in einem eigenen Artikel besprechen würde, so bat er die Redaction, den ihm aufgetragenen Aufsatz so lange aufschieben zu dürfen, bis es ihm möglich sein würde, bei dieser Gelegenheit gleich in die lehrreiche Debatte einzutreten, deren Eröffnung man mit Recht von jenem ausgezeichneten Kenner der deutschen Städtegeschichte erwarten durfte. Leider ist diese Erwartung nun nicht in Erfüllung gegangen. Herr Prof. Hegel, der früher in der Allgem. Monatsschrift für 1854 Arnold's Buch in einer ausführlichen und überaus lehrreichen Recension besprach, hat in der vorliegenden keine einzige neue Thatsache für die eigene Ansicht vorgebracht, sondern nur

die gegenüberstehende Ansicht als eine „bodenlose, reine Fiction" und „völlig ungeeignet, einen ohnehin schwierigen Gegenstand in ein deutlicheres Licht zu stellen", zurückgewiesen. Es sei uns verstattet, in aller Kürze zuerst die positiven Gründe aufzuführen, die der Recensent für seine eigene Ansicht vorbringt und dann seinen Einwürfen gegenüber eben so kurz unsere Ansicht nochmals darzulegen. Wir beschränken uns dabei, wie auch er das gethan, auf die Kölner Verfassung, die allerdings in gewissem Sinne den Brennpunkt der ganzen Debatte bildet *).

„Nach unserer Ansicht also ist", sagt er a. O. p. 447, „das urkundlich bezeugte Dasein eines selbstständigen Schöffenthums mit einer dazu gehörigen Genossenschaft von Altbürgern der Beweis von der Fortdauer eines Kerns von Freien, die sich vor Alters in den Städten festgesetzt und dort vornehmlich der Kaufmannschaft ergeben haben". Es ist das dieselbe Behauptung, die er Gesch. d. Städteverf. von Ital. 2 p. 419 so formulirt: „Hier (in K.) hatte sich eine altfreie Gemeinde erhalten mit Schöffen, welche die Stadt seit langer Zeit regierten" oder p. 369 „das Schöffenthum stammte von der altgermanischen Gemeindeverf. her und war nunmehr Mittelpunkt der Stadtverf." Niemand wird leugnen, daß das Schöffenthum in Köln diesen Ursprung und diese Bedeutung haben kann, aber, ob es sie wirklich gehabt hat, das eben ist ja die Frage, die der Rec. immer schon als entschieden annimmt. Wäre seine Folgerung so sicher, wie er immer wieder ohne Beweis behauptet, so würden weder Eichhorn noch Gaupp ihre römische Hypothese haben vorbringen können und selbst er gibt in der Rec. p. 449 zu, daß censuales und fiscales

*) Aus der mir gütigst zugesandten Nummer 317 der vorj. Wiener Zeitung ersehe ich, daß in den Sitzungen der kaiserl. Akademie vom 30. Nov. und 7. Dec. v. J. ein Aufsatz des Prof. Stumpf: „Zur Kritik deutscher Städteprivilegien im 12. Jahrh.", vorgelegt wurde, der auf Grund eingehender Untersuchungen die Unächtheit der Kölner Urkunde vom J. 1169 behauptet. Der kurze Sitzungsbericht gestattet jedoch keine genauere Einsicht in die Beweisführung und ohne eine solche wäre es unpassend gewesen, schon hier von einer so wichtigen Entdeckung für die Debatte Gebrauch zu machen.

Schöffen haben konnten. Der Verf. seinerseits hat in seinem Buche p. 101 und 103 deutlich bewiesen, daß auch ministerialische Schöffen innerhalb eines Hofrechts sich bilden konnten, was der Rec. freilich vollkommen übersieht. Er macht eben diese Schöffen a. O. zu Censualenschöffen.

Der eigentliche Stützpunkt für die Ansicht des Rec., so weit wir einen solchen haben auffinden können, ist offenbar die Analogie der flandrischen Städte. Denn die Stellen aus Meister Gottfried's Reimchronik a. O. p. 446 wird er doch nicht als Beweis gelten lassen? Auf diese Weise würden wir etwa auch Hinrick Versing's Ansichten über die bremischen Privilegien Lappenberg Geschichtsquellen 2c. p. 75 ff. historisch zu verwerthen haben.

„Eben so wenig“, fährt er histor. Zeitschr. Bd. II p. 446 fort, „möchte wohl jemand die Fortdauer alter Gemeindefreiheit in den flandrischen Städten bezweifeln“. „Ganz wie die Poorters“, heißt es Gesch. der Ital. Städteverf. 2 p. 397 von der Richerzecheit“ in den flandr. Städten stellten sie sich als eine engere Gemeinde von vorzüglicheren Bürgern dar“. „Die den Städten in Flandern mindestens ebenbürtige Königin des Niederrheins“ ruft er aus, „die heilige Stadt Köln — dessen edle Geschlechter Gottfried Hagen — so hoch preist — wer möchte denken, daß eben diese freiheitsstolzen Geschlechter ihre Herkunft ganz spät — aus einer untergeordneten Verwaltungsmannschaft — ableiten sollten“! Ob Herr Prof. Hegel solche Expectorationen auch zur „nüchternen Untersuchung“ rechnet, wissen wir nicht. Uns wäre ein einziger stichhaltiger Beweis, daß die Kölner Schöffen wirklich die der alten freien Gemeinde, lieber gewesen. Denn die Analogie der flandrischen Städte erweist sich wenig ergiebig. Warnkönigs Rechtsgeschichte, auf die der Rec. bei dieser Frage zu verweisen pflegt, läßt nämlich die Entstehung der flandrischen Städtegemeinden im Ganzen ebenso unklar, wie leider die der Kölnischen für uns ist und der einzige Punkt, der fest zu stehen scheint, unterscheidet jene ganz entschieden von den deutschen. „Leider“, sagt Warnkönig I p. 314, fehlt es uns gänzlich an Nachrichten über den ältesten Zustand der flandrischen Städte und ihre allmälige Umwandlung“, dann p. 340: „Ursprünglich waren die Grafen Grundeigenthümer des Hauptgebiets der Städte, so daß diese deßhalb als gräfliche Städte angesehen werden

müssen. Einen Theil benutzten sie für ihre Burg und die kleine Burggemeinde, den anderen stellten sie unter das städtische Schöffenthum. An dieses ging dann aber bald ein großer Theil des Grundeigenthums über". Was nun die eigentlichen Poorters und ihr Schöffenthum betrifft, die halb Kaufleute und doch fähig zu Lehen wirklich sehr lebhaft an die Kölner erinnern, so nimmt Warnkönig allerdings ihre freie Herkunft als unzweifelhaft an, nur bleibt ihm dabei eben der frühe Bestand hofrechtlicher Elemente in der städtischen Verfassung unerklärt. "Alle Freien", heißt es ebd. p. 367, "die sich in der Stadt niederließen, genossen dieses Vorrechtes (zu Schöffen wählbar zu sein). Die Hörigen und Leute des Grafen standen unter dem villicus, major, Ammann u. s. w. Allein sehr früh wurde diese niedere Gemeinde mit der höheren verschmolzen, nirgends finden wir beide neben einander bestehen, ein Beweis, daß die Einverleibung schon lange statt hatte, ehe die ersten Kueren geschrieben wurden; alle Einverleibungen, von welchen wir Kunde haben, sind die von Nebengemeinden". Das heißt doch, nicht enthusiastisch, sondern mit dem Blick "nüchterner Untersuchung" betrachtet: die älteste historisch erkennbare Gestalt der flandrischen Städteverfassung hat unleugbare hofrechtliche Elemente, deren Vereinigung mit dem ursprünglich freien wir nicht belegen können. Ich will Warnkönig's Ansicht nicht angreifen, sondern nur ihre eingestandene Unklarheit constatiren. Nach des Rec. Aeußerungen sollte man ja im Gegentheil meinen, sie sei so vollständig klar und documentirt, daß sie zum Beweis für seine Behauptung vollkommen genüge.

Ein Punkt allerdings tritt unzweifelhaft hervor, daß nämlich ursprünglich die Burg und das Burggebiet sowohl zu Gent als zu Brügge von Anfang an von dem portus zu unterscheiden sind, der eigentlichen Stadt außerhalb der Burg, von der der Name und die Bedeutung der poorters hergeleitet wird (Warnk. 2 p. 14 und 123). Herr Prof. Hegel hat nun unsere Ausführung über unsere alten Burgstädte p. 451 seiner Recension "recht belehrend" genannt, wir begreifen daher nicht, wie ihm hier schon der Gegensatz zwischen den flandrischen und deutschen Verhältnissen nicht klar geworden ist: dort eine verhältnißmäßig kleine Burg mit ihrem ausgedehnten Burgdistrikt und daneben der portus, als der eigentliche Sitz städtischen Lebens,

hier in Deutschland Burg und Stadt ganz identisch, die städtische Bevölkerung ursprünglich von den Mauern der Burg, in ihrer ältesten Form, umschlossen. Daß dieser Unterschied auch für die verschiedene Entwicklung der betreffenden Gemeinden maaßgebend sein mußte, scheint mir wenigstens unbestreitbar. Die flandrische Burg konnte unmittelbar nur für militärische Zwecke organisirt sein, die deutsche mußte das auch, aber es war hier zugleich der städtische Verkehr auch von diesem Gesichtspunkt aus zu controlliren.

Von dieser Thatsache oder, wenn Rec. meint, von dieser Hypothese sind wir ausgegangen. Der eigentliche Halt unserer Erörterung ist das deutsche Burggrafenthum. „Bekanntlich“, sagt Rec. p. 451, „haben die Burggrafen in den alten Stadtrechten, wo sie vorkommen, eine sehr verschiedene Bedeutung“. Schon in der allgem. Monatschr. a. O. p. 167 sprach er sich so aus mit der Bemerkung „um zu einer wohlbegründeten Ansicht über das Burggrafenamt und über die früheste Bildung des Stadtgebiets zu gelangen, ist eine weit umfassendere Untersuchung nöthig, als Arnold sie angestellt hat“. Ich habe versucht, einiges weitere Material herbeizuschaffen und nachgewiesen, daß dieses Amt namentlich bei den Dichtern als ein für die älteren Burgstädte unentbehrliches, also allgemein städtisches erscheint. Gerade in diesem Umstand finde ich einen Grund für die Ansicht, daß es ursprünglich ebenso überall denselben Charakter hatte, wie etwa das Markgrafenamt. Ja die Hegel'sche Annahme, daß man für ganz verschieden geartete, sehr hoch und sehr niedrig stehende städtische Beamte derselben Periode von Anfang an denselben hochklingenden Titel angewandt haben solle, ist offenbar doch schon an und für sich viel verwunderlicher, als die gegenüberstehende, daß dasselbe Amt hier und dort unter dem Einfluß sehr verschiedener Verhältnisse denselben Namen behielt, aber einen ganz andern Charakter annahm. Ich habe auf die gleichen Züge aufmerksam gemacht — nach dem Vorgang von Arnold — die scheinbar so verschiedene Gewalten, wie der Burggraf zu Köln, Straßburg, Augsburg und Regensburg aufweisen. Aus diesen Zügen und dem nachgewiesenen Charakter der alten Städte das Amt zu reconstruiren, das von ihnen unleugbar den Namen trug, halte ich trotz des Rec. noch immer für keine „bodenlose Fiction“. Ich weiß freilich, daß man nur zu sehr geneigt ist, die nachkarolingische Verwal-

tung in Deutschland sich mögstlich unsystematisch und jeder rationellen Maaßregel unzugänglich zu denken. Was Widukind von König Heinrich's Burgenbauten sagt, gilt als ein unicum, neben dem nichts Aehnliches vorgekommen, weil nichts Aehnliches berichtet wird.

Jedenfalls aber ist ein solcher Beamter im 10. Jahrhundert ohne ministerium und ministeriales nicht zu denken. Ueber diese „städtische Ministerialität“ bekennt der Rec.: „Ich gestehe, daß mir der Name eben so neu gewesen ist, als die Anwendung, welche N. davon gemacht hat“. In der That, wäre dem nicht so, so hätte der Verf. sein Buch vollständig für sich behalten können. Daß Städte später von Ministerialen verwaltet wurden, stellt Rec. selbst natürlich nicht in Abrede. „Es befanden sich“, sagt er Allg. Mntschr. a. O. p. 169, „in den bischöflichen Städten die obrigkeitlichen Aemter durchweg in den Händen von Dienstleuten der Bischöfe, welche somit Stadt und Bürgerschaft regierten, wie das älteste Straßburger Stadtrecht dieß am besten zeigt. Man hat wohl dieses Herrschaftsverhältniß als ein gemildertes Hofrecht bezeichnet, was neuerdings eine unklare Vorstellung genannt worden ist. Allerdings ist die Vorstellung unklar, nicht minder trübe aber auch die Sache, jene Mischung aus persönlicher Freiheit und Unfreiheit, in der sich der Bürgerstand noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts in Deutschland befand“. Weniger also der Name als die Anwendung ist dem Verf. neu. Was im 12. Jahrhundert an vielen Orten ein unbestreitbares Factum, soll eben nicht denkbar sein als eine absichtliche Einrichtung des 10. Jahrhunderts. Was sich in den Händen der Bischöfe als Folge königlicher Uebertragungen findet, verworren zum Theil und verschoben, soll in den Händen der Könige selbst in klarern und ursprünglich reineren Umrissen nicht denkbar sein. Und weßhalb? Weil die Kölner Richerzecheit, ganz wie die flandrischen Poorters, Schöffen haben und also eine freie Gemeinde sind. „In der That“, sagt Rec. p. 452, „wenn es ihm (Verf.) gelungen wäre, hier (in Köln) den Fortbestand der Gemeindefreiheit zu beseitigen, so könnten wir uns die Mühe sparen, nach Beweisen dafür in irgend einer andern deutschen Stadt zu suchen“. Wir wollen ihm, wie wir schon hervorgehoben, in dieser Richtung folgen, obgleich wir namentlich bedauern, daß Rec. unserer Darstellung der Regensburger Ver-

fassung kein Wort gewidmet hat, da wir doch hier den uns abverlangten Beweis am klarsten geliefert zu haben glaubten.

Wir haben oben behauptet, daß Rec. die Gemeindefreiheit Cölns als ein Axiom hinstelle, das keines Beweises zu bedürfen scheine. Die oft urgirte Analogie der flandrischen Städte war zum Theil unklar, zum Theil nicht zutreffend. Grade diesem Thatbestand gegenüber kommt es eigentlich nicht darauf an, die Gemeindefreiheit der Kölner Richerzecheit „zu beseitigen", sondern es kommt überhaupt erst darauf an, sich den Charakter dieser Genossenschaft klar zu machen. Ueber die Schwierigkeit der Untersuchung sind wir uns immer klar gewesen. Wir haben noch am Schluß wiederholt, daß sich „in dieser schwierigen und unklaren Frage ein mathematisch sicheres Resultat kaum gewinnen lassen werde." Der Rec. sagt zu unseren Worten „die officiales von Köln haben sich als durchaus hofrechtlichen Charakters erwiesen" erstaunt „Ich gestehe, daß mich diese Stelle des Buches überrascht hat. Sollte ich den Beweis übersehen haben?" Wir haben damit folgende Thatsachen gemeint 1) der Name officiales de Richerzecheide im Gegensatz zu den officiales curiae, womit im Kölner Dienstrecht nicht die Ministerialen überhaupt, sondern nur die Dienstthuenden bezeichnet werden. Der Ausdruck officiales bezeichnete daher nach unserer Vermuthung im Kölner Gebrauch einen Ministerialen, 2) die Stelle der ältesten Bürgernamen mitten unter den Ministerialen des Erzbischofs und der Abteien, während dann später die urbani sich erst aus dieser Ministerialenreihe aussondern. „Wer diese Art der Beweisführung genehmigt" sagt Rec. freilich, „der mag auch dem Begriff einer städtischen Ministerialität, wie ihn der Verfasser aufstellt, beipflichten." Jedenfalls diesen Moment des Unwillens hatte Rec. bei dem des Erstaunens eine Seite später vergessen. Hier spricht er selbst von Beweisen, wenn auch ungenügenden, dort fragt er „sollte ich den Beweis übersehen haben?" Dann haben wir in dem Abschnitt „die hofrechtlichen Züge der Kölner Verfassung" noch auf folgende Punkte hingewiesen, also 3) das placitum de hereditatibus in seinem Gegensatz zu den placitis legitimis. Wir erklären es als das Kölner buredinc, dessen hofrechtlicher Charakter feststeht, und 4) den Eid der Schöffen an die ecclesia und civitas. 5) Die Stelle des Schöffenstuhls. So gering der Rec. diese Thatsachen auch anzuschlagen scheint,

uns waren sie deshalb eben bedeutend, weil wir die ursprüngliche Gemeindefreiheit durch das einfache Vorhandensein eines Schöffenthums nicht als bewiesen erachten konnten, weil wir eben nicht allein Censualenschöffen, sondern was der Rec. übersah, Ministerialenschöffen in dem Dienstrecht von St. Maximin nachwiesen. Durch jene Cölner Spuren hofrechtlichen Charakters und diese Thatsache der Maximiner Urkunden hielten wir uns zu der Meinung berechtigt, daß eben die officiales de Richerz. Ministerialen und ihre Schöffen Ministerialenschöffen seien. Die Schwierigkeit der ganzen Frage, die wahrlich mit der Aufstellung eines Axioms nicht zu bewältigen ist, liegt denn doch eben in jener wunderbaren Mischung rechtlicher Zustände, wie sie auch Warnkönig in den flandrischen Städten und der Rec. in den bischöflichen anerkennt. Grade diese Unklarheit leitete mich auf die Betrachtung der früheren nachkarolingischen Zustände und auf die Zwischenperiode zwischen dem karolingischen Zeitalter und dem der ausgebildeten späteren Ministerialität und des früheren Bürgerthums. Ich habe diesen Begriff in einem eigenen Abschnitt zu fixiren gesucht, weil mir hier die Vorstellung des Staats- und Hausbeamten, der freien und unfreien ministerialis noch sehr dicht aneinander zu grenzen und in einander zu verschwimmen schienen. Herr Prof. Waitz in einer Anzeige desselbens Buchs Gött. gel. Anz. 1859 p. 1735 sagt zwar: „Abgesehen von Anderem, was hier Zweifel erregt, ist es gewiß nur störend und verwirrend, wenn der ministerialis in der Bedeutung als höherer Beamter in einem irgend reellen Zusammenhang gebracht werden soll mit dem späteren Ministerialen; der bloße an und für sich so unbestimmte Name kann dazu nimmermehr berechtigen" ꝛc. Ich gebe sehr gerne zu, daß die Ausführung dieses Punktes, nach dem dann ausgesprochenen Wunsch, tiefer hätte eingehen sollen, aber gerade diese „störende und verwirrende" Betrachtung war für mich von Wichtigkeit. Sie führt, meine ich, an den Ursprung jener „unklaren Herrschaftsverhältnisse", wie Prof. Hegel sie im 12. Jahrhundert für die Bischofstädte zugibt. Eben dieß Nebeneinander des Staats- und Hausbeamten vor der Abschließung der späteren Ministerialität ging auch dem Entstehen des Bürgerthums vorher. Der unklare halbschlächtige Charakter des Patriciats weist meiner Meinung entschieden auf eine solche Entstehung hin.